

AM WEGE

NACHRICHTEN

DES GAUTHÜRINGEN IM

T.-V. „DIE NATURFREUNDE“

5. Jahrgang

Dezember 1924

Nr. 12

Ernst Toller

Genossinnen und Genossen! Denkt — und sei es nur ein kurzes Aufleuchten über sonst verstaubte Werkmaschinen des Gehirns, daß uns am 1. Dezember 1893 Ernst Toller geboren ist.

„Personenkult! (?) noch dazu auf diesem Wege über lebende Menschen zu sprechen!“

O nein!

„Revolutionäre Tatkraft und weitestherzigste Menschlichkeit“ lebt in seinen Werken, feiert Triumph, füllt sein Wesen, füllt seine Gesinnung aus, „ist der wahre Odem des Sozialismus“, ist unsere Weltanschauung und die seine, macht ihn zum Dichter der großen proletarischen Klasse, macht ihn zum Dichter des internationalen Proletariats — denn sein werkschaffendes Leben hat bereits den Weg über zehn Sprachen gefunden. Aus den Schrecken des Krieges, aus den revolutionären Wandlungen der Zeit, wo Menschtum aus breiten Wunden blutet, formen seine Gedanken befreiende Dichtung. Sein Erkennen muß unser Bekenntnis zu ihm sein, dessen Leben getragen wird von der Begeisterung, die durch sein Empfinden geweckt worden ist. Was wäre Jugend ohne diese Kraft der Begeisterung? Und Jugend bekennt sich zu dem, was mit ihr lebt, was in ihr lebt, bekennt sich zu ihrem Dichter.

— Da erschien 1920 in den Schaufenstern der Großstädte ein gelbes broschiertes Büchlein. Eine Flamme loderte auf dem Weltmarkt von Wort und Schrift empor: „Die Wandlung“. Das Ringen eines Menschen. Ein dramatisches Gedicht. Flammende Dialoge, glühende Ekstase. Eine 9. Symphonie des Hasses, des Schmerzes, der Liebe und der Freiheit in Worten. Die Summe von aber tausend unterdrückten Schreien wider den Völkermord. Mit ihr hörte man zum

ersten Male den Namen Ernst Tollers. Wer..., wo ist der Mensch, der solche Gewissensqual, der solche Leiden bis zum befreienden Aufruf durchkämpfte und all das mit visionärer Kraft von seiner Seele sich losschreiben konnte? Ist ein Gefangener auf der Festung Niederschönenfeld. Ist als Dichter und Revolutionär Opfer seiner Tat geworden.

Er war als Kriegsfreiwilliger ins Feld gezogen, betäubt von Kriegsbegeisterung glaubte er an ein Vaterland und seine Verteidigung. Aber bald sieht er wahre, nackte Wirklichkeit. Die Wohnstätte der Erde hatte der Krieg zum Menschenschlachthaus gewandelt. Kein Leichentempel verdeckte Gedärm und Blut. Ekel, Haß und sühnendes Gewissen erwacht in ihm: Als Kriegsbeschädigter wird er entlassen. Die Kraft des Hasses frist und wühlt in ihm. Er wird Revolutionär. Gefühl reißt in ihm zum sozialen Erkennen. Vom Suchen, Finden, Vereinigen Gleichgesinnter schreitet er zur Tat. Er nimmt im Januar 1918 am Munitionsarbeiterstreik in München teil; kämpft mit Kurt Eisner und anderen in einer Reihe. Er stürzt sich in den verhängnisvollen Strudel der politischen Ereignisse jener Münchener Revolutionstage, in denen um die Räterepublik gekämpft wurde. Am 6. Juni 1919 verhaftet, wird er am 16. Juli zu fünf Jahren Festung auf Niederschönenfeld verurteilt. Am 16. Juli 1924 ist er wieder frei. Ganz hat er seine Haft absitzen müssen. Und am Tage seiner Entlassung war er kein Unbekannter mehr, und heute und immer wird er uns kein Namenloser sein. Das schaffende Leben seines Geistes hat Werke aufeinander gereiht, die eine steigende Linie zum Licht, zu immer größerer Vervollkommnung, zum immer noch wachsenden Führertum des Rufers bedeuten. Ein Weg, der sich noch

nicht vollendet hat. Vieles verheißt noch seine Kraft, die mit „Am Wege“ baut. „Die Wandlung“ war der erste Baustein, der erste Ruf. „Masse Mensch“ war zweiter Ruf — ein Stück aus der sozialen Revolution des 20. Jahrhunderts. Schuldig nur in Unkenntnis, im Unwissen, zeichnet er Masse, wie sich ihr Schicksal zwischen Stärke und Schwachheit vollendet. Der Gegenwart weist er Weg aus der Vergangenheit durch „Die Maschinenstürmer“. Keine Zerstörung der Maschinen, wohl aber Kampf, daß wir ihre Herren werden und sie uns Diener: beseelter Mechanismus des Lebens. Und über die Tragödie des vom Krieg entmannten „Eugen Hinkemann“ hinweg hat uns jetzt Ernst Tollers Schaffen „Das Schwalbenbuch“ gegeben. Wer da als wahrer Mensch fühlt, der verläßt diese Dichtung nicht eher, als bis sein Inneres ganz davon erfüllt ist. Zwei Schwalben einen Sommer lang in einer Gefangenzelle der grauen Dampfschicht und eingeschnürten Enge ließen diese Dichtung reifen. Und all das Gesagte, mit ihm die beiden Chorwerke „Tag des Proletariats“ und „Requiem den erschossenen Brüdern“ sowie die „Gedichte der Gefangenen“ und die letzte Sammlung seiner Verse im „Vormorgen“ ist Verheißung, ist Bekenntnis in klarer Wahrheit. Und solchem, in einem Briefe Ernst Tollers an Gustav Landauer festgehaltenen Bekenntnis sei an dieser Stelle das letzte Wort selbst gegeben:

„Was ich tue, tue ich nicht aus Not allein, nicht aus Leid am häßlichen Alltagsgeschehen allein, nicht aus Empörung über politische und wirtschaftliche Ordnung allein, das alles sind Gründe, aber nicht die einzigen. Aus meiner lebendigen Fülle heraus kämpfe ich. Ich bin kein

religiöser Ekstatiker, der nur sich und Gott und nicht die Menschen sieht, ich bemitleide jene Verküppelten, die leiblich an sich, nur an sich, ihrem kleinen persönlichen Mangel, leiden; ich bemitleide jene Verkümmerten, die aus „Freude-an-der-Bewegung“-Gründen abwechselnd futuristische Kabarette und Revolutionen fordern. Nicht nur bemitleidenswert, sondern verächtlich scheinen mir jene Revolutionsliteraten, die, 1918 noch gegen den Krieg aufrufend, heute in blutrünstiger Revolutionsromantik schwelgen. Sie sind die wahren Revolutionswanzen, die mit allen geistigen Waffen bekämpft werden müssen. Denn sie sind gewissenlos und können namenloses Unheil anrichten. Ich will das Lebendige durchdringen, in welcher Gestalt es sich auch immer zeigt. Ich will es mit Liebe umpflügen, aber ich will auch das Erstarrte, wenn es sein muß, umstürzen, um des Geistes willen. Ich fordere von denen, die mit uns gehen, daß sie sich nicht damit begnügen, ihr Leben entweder seelisch oder geistig oder körperlich einzusetzen; sie sollen wissen, daß sie es seelisch, geistig und körperlich als Einheit einsetzen werden.

Ich will nicht, daß jemand auch unsere Erkenntnis annehmen kann und darum zu uns kommt. Zu seiner Erkenntnis, wie ich sie verstehe, muß man durch Not, Leiden an seiner Fülle gekommen sein, muß geglaubt haben, „entwurzelt“ zu sein, muß mit dem Leben gespielt und mit dem Tode getanzt, muß am Intellekt gelitten und ihn durch den Geist überwunden, muß mit dem Menschen gerungen haben“.

Werner Martin, Halle (Saale).

Am 7. Dezember 1924 ist Wahltag!

Offener Brief an alle Naturfreundinnen

Liebe Wanderschwestern!

Was ich Euch mitzuteilen habe, das gilt natürlich auch allen unseren Wanderbrüdern. In wahrer Naturfreunde-Gemeinschaft müssen beide Geschlechter gemeinsam Aufbauarbeit leisten, sich in ihrer Eigenart gegenseitig ergänzen. Eingeschlechtliche Vorherrschaft gehört nicht zu uns, da sie unnatürlich ist. Alle unsere Führer sind bemüht, solche Folgeerscheinung kapitalistischer Weltordnung zu bekämpfen. „Die Hirne der Arbeiter sind kapitalistisch verseucht!“ sagte Genosse

Dr. Max Hodann, Berlin, zu Pfingsten gelegentlich des Mitteldeutschen Naturfreundentreffens in Magdeburg. (Veranstaltet im Rahmen einer „Proletarischen Kulturtagung“ von unserem Gau Brandenburg.) Ihn, sowie Gen. Wittfogel, Lüneburg, und Gen. Ab. Koch, Berlin, anzuhören, war wohl für manchen eine Offenbarung, wie überhaupt das ganze Treffen sich für alle Teilnehmer zu einem Erlebnis gestaltete, das ihr ganzes Denken und Wollen klärte. Für diesen Pfingstgeist einige Stunden Pfingstsonne einge-

tausch zu haben, bedeutete wohl keinem Naturfreund ein Opfer. Besonders erfreulich war es, verhältnismäßig viel Mädels bei diesem Treffen zu sehen, wovon allerdings die wenigsten aus unserem Gau waren.

Wieviel unsere Hirne noch kapitalistisch verfeucht sind, können wir persönlich an uns prüfen, wenn wir beobachten, was für Dinge uns durch ihre gewohnheitsmäßige alltägliche Wiederkehr zu Selbstverständlichkeiten geworden sind. Wenn wir uns nur recht oft vor die Frage stellen: „Warum?“ wird bald vieles nicht mehr so selbstverständlich aussehen. Nur für die („Spieß“) bürgerliche Welt sind alles Selbstverständlichkeiten, für denkende Proleten aber keineswegs, weil sie sich Ursprung, Sinn und Zweck jeweiliger Gewohnheiten oder Sitten und alltäglicher Vorkommnisse immer wieder vor Augen führen und entsprechend „handeln“! In Wohnung, Kleidung usw., kurz allüberall, besonders aber in Ehe- und Familiengemeinschaft, ist mit so vielen durch alte „Ueberlieferung“ selbstverständlich gewordenen Dingen und Umgangsformen aufzuräumen, noch dazu im Kreise sonst Klassenbewußter Proletarier, daß tatsächlich, nochmals mit Gen. Hobann zu reden, „eine große Mistgabel“ dazu gehört, hier Wandel zu schaffen!

„Wir leben jetzt in einer Gesellschaft, welche keine Volksgemeinschaft ist und also auch keineswegs eine Kultur-Gemeinschaft sein kann! Wir werden beherrscht von den Ideen, die von 3 bis 5 Prozent der Menschheit aufgestellt wurden“, führte u. a. Gen. Wittfogel aus.

Wie steht es um unsere Naturfreunde- und fange jeder erst bei sich selber an, um die Gemeinschaft der Frauen und Mädchen innerhalb derselben? — Ich vermute die Art Eurer Antwort hierauf und muß etwas weiter ausholen, um zu erklären; denn erst dann, wenn Ursache und Wirkung gründlich erkannt sind, finden wir den rechten Weg zur Revolution, zur Reform, zur Lebenserneuerung!

Inbesondere ist die natürliche Kraftentfaltung der Frau körperlich wie geistig durch über 1000 Jahre altgewordene, verknöcherte Formeln dermaßen gehemmt worden, daß es heute noch Frauen gibt, die ihre untergeordnete Stellung als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Denen, aber auch anderen, empfehle ich dringend August Bebel's Buch „Die Frau und der Sozialismus“ eingehend zu lesen! Dasselbe ist gewiß in jeder Arbeiterpartei-Bibliothek zu leihen und veranschaulicht in leichtfaßlicher und sehr ausführlicher Form u. a. die Stellung der Frau in der Urgesellschaft

bis zur Jetztzeit. Bebel schreibt da eingangs mit: „So viel Gleichartiges aber in der Stellung der Frau und des Arbeiters sich nachweisen läßt, die Frau hat gegenüber dem Arbeiter das Eine voraus: Sie ist das erste menschliche Wesen, das in Knechtschaft kam. Die Frau wurde Skavin, ehe der Sklave existierte.“

Also, liebe Wanderschwestern, die Schlacken uralter Ueberlieferung sind es, keine Selbstverständlichkeiten, die Euch im Innern immer noch mehr oder weniger Hemmungen verursachen, selbst dann, wenn Euer Verstand Euch drängt, auch mal aus Euch herauszugehen! Den Burschen ist derartiges meistens unbekannt, weshalb auch viele von ihnen nicht begreifen, warum wir Mädels fast immer für uns reden und handeln lassen. Schließlich halten sie uns aber doch für minderwertiger und gewöhnen sich an unser mehr oder weniger passives Verhalten, lassen unser Hintergrund-Dasein für selbstverständlich gelten. Sieht so eine Gemeinschaft aus, die eine Zelle zukünftiger natürlicher Gesellschaftsordnung sein will?

„Gut wirtschaften und gefallen“ sind zum Erziehungsideal des Mädchens, der Gattin, der Mutter geworden, haben die Frau verdorben, sie noch mehr geknechtet, indem sie in ihrem Charakter sogenannte „weibliche“ Züge: Kleinlichkeit, Starrsinn, Eitelkeit, Gefühlsmäßigkeit großgezogen haben. Die Energie des Denkens, des Verstandes, die gesellschaftliche Initiative (d. i.: Recht oder Fähigkeit, aus eigenem Antrieb zu handeln) verstümmten, auf ihre Kosten entwickelte sich das Gefühl. Das persönliche Interesse hat der Frau das öffentliche verdeckt. Das gesellschaftliche wurde ihr fremd. Im Gegensatz zur Frau behielt der Mann alle seine Verbindungen mit der Gesellschaft, gewöhnt sich an, mit neuen Erscheinungen zusammenzutreffen, sich in denselben anzuerkennen und ihnen seine Geschicklichkeit, Klugheit, List und Erfahrung entgegenzustellen. Dies alles erweiterte seinen geistigen Horizont, entwickelte sein Uebergewicht unermesslich über die Frau. „Lange Haare, kurzer Verstand“ ein Sprichwort, das der Mann über die Frau gesprochen, um damit den Abgrund, welcher zurzeit den Mann von der Frau bei Verstandesinteressen trennt, zu unterstreichen.

Die Profftgier des Kapitalismus nützte diesen Umstand, die so selbstverständlich gewordene Minderwertigkeit der Frau, auf seine bekannte umsichtige Art jahrzehntelang tüchtig aus, mehr oder weniger auch heute noch! Doch hier, mit den neuen Lebensbedingungen, mit dem Zerfall

der Familie, wo Hunger und Elend die Frau in die Werkstätte und Fabrik brachte, wird sie gezwungen, die Arbeit in der Hauswirtschaft mit der gesellschaftlichen Arbeit zu vertauschen und Schulter an Schulter mit dem Manne an der Maschine zu stehen. Hoch sprießen die Keime zum Sturze der Knechtschaft empor. Die gesellschaftliche Arbeiterin ist es, der diese Aufgabe zu lösen bestimmt ist. Und nicht im Kampfe gegen die Männer wird sie die Frage ihres doppelten Slaventums lösen, sondern Hand in Hand mit ihnen, organisiert handelnd gegen den gemeinsamen Knechter, das Kapital!

So konnte es nur die Arbeiterpartei sein, die für die gesellschaftliche Befreiung der Frau vor kämpfend eintrat, obwohl ihre Führer klar voraussahen, daß sie sich mit dem Inkrafttreten des Frauenwahlrechts zunächst heftig ins eigene Fleisch schneiden. Das traf dann auch tatsächlich ein. Viele Frauen wissen in ihrer Indifferenz (Gleichgültigkeit) noch heute nichts Rechtes mit dem ihnen in den Schoß gefallenen Mitbestimmungsrechte am öffentlichen Leben, an der Gesetzgebung anzufangen und werden so zum willkommenen Werkzeug unserer Gegner.

Wanderschwestern, da dürfen wir als wahre Naturfreundinnen nicht rat- und tatlos beiseite stehen! Wir müssen unsere Ehre hineinlegen, zunächst in dieser Beziehung aufklärend unter unseren Geschlechtsgenossinnen zu wirken. Ueberall findet sich Zeit und Gelegenheit dazu, wenn wir nur die Augen offenhalten und selbst durchdrungen sind von Begeisterung für den großen edlen Zweck unserer Bemühungen. Dieses Wort paßt eigentlich gar nicht für solche Selbstverständlichkeit; seht, hier habt Ihr wieder dies Wort, aber in entgegengesetztem Sinne! In Fleisch und Blut muß uns solches Wirken übergehen. Wir Naturfreundinnen sind mit als Erste dazu in der Lage, weil wir in unserer Bewegung lernen, keine toten Mitgliedsnummern, sondern rührige Glieder zu sein, die ihr Ganzes einsetzen für die Wegbahnung zur Befreiung der Menschheit! Politik ist nichts Totes, Fremdes; wie sie bis in unsere engsten Lebenskreise bestimmend eingreift, hat gerade den Frauen die Wirtschaftskrise des Weltkrieges klar und hart gezeigt. Darum, Wandergenosssinnen, wie Gen. H. Kürschner, Wittenberg, in Nummer 11 unseres Gaublattes so treffend ausführt, gehört unsere rege Anteilnahme an der Gestaltung einer gesunden Gesellschaftsordnung unbedingt zu unserer Naturfreundeaufgabe, ja, ist bei all unserem Tun und Treiben als Hauptsache nie aus dem Auge zu verlieren!

„Das Hindernis, welches sich entgegenstellt, bestimmt den Weg“, sagt Gen. Kürschner. Deshalb, liebe Wandergenosssinnen, auch dieser Weckruf an Euch direkt. Derselbe mußte etwas langatmig werden, weil er im letzten Zeitabschnitt der erste seiner Art ist und den Zweck hat, zu Eurem hoffentlich recht bald einsetzenden lebhaften Gedankenaustausch „in Eurer Zeitung hier“ reichlich Stoff zu bieten! Wie Ihr durch meine vorstehende Schilderung der Stellung der Frau in der Gesellschaft erkennt, haben wir Frauen außerdem noch ein älteres Hindernis an unserem Wege zu überwinden, um mit dem Manne, unserem Genossen, Schritt halten, „gemeinschaftlich“ vorwärtskommen zu können. Dazu müssen wir unbedingt mehr auf eigenen Füßen stehen. Ein anlehnungsbedürftiges schwankes Rohr darf nicht mehr für den Frauencharakter zum Vergleich gezogen werden. Kamerad wollen wir dem Manne sein! Dazu gehört, daß er uns achten kann. Fangt beim Kleinen an; erst einmal begonnen, stoßt Ihr dann auf immer mehr Fehler an Euch, die Euch hindern, unwürdig machen, rechte Mütter der zukünftigen fortgeschrittenen Menschen zu werden! Z. B.: „Achtet zunächst einmal dauernd darauf, welcher Art Euer gewöhnlicher Unterhaltungsstoff ist!“ Unser Wandern in seiner Vielseitigkeit, unsere Arbeitsgemeinschaften, gemeinsames Lesen guter, die Menschheitsbefreiung innerlich und äußerlich erstrebende Zeitschriften und Bücher, Gedankenaustausch darüber usw., das alles beansprucht zu seiner richtigen Verarbeitung den ganzen Menschen. Ja, zum Lebensbedürfnis muß uns das werden. Gerade unser Naturfreundsein verhindert es also, daß wir dabei etwa, ganz scharf ausgedrückt, zum trockenen Bücherwurm werden. Lest gemeinsam die Briefe von Rosa Luxemburg, vertieft Euch in das ideale Seelenleben dieser Frau, und Ihr werdet fühlen, wie Euch das empor hebt und läutert, Ihr werdet dadurch immer mehr eins im innersten Kern unserer Naturfreunde-Gemeinschaft: der großen Liebe zu unseren Idealen! — Das ist das Band, das inniger bindet als Blutsverwandtschaft.

Auch das Wort „Politik“ bekommt für Euch durch Rosa L.s. Aussprache darüber einen anderen hellen Klang. Ich komme wieder darauf zurück, weil am 7. Dezember wieder die diesbezügliche Verantwortung an uns Frauen besonders herantritt. „Besonders“ sage ich, weil eben bei unseren Geschlechtsgenossinnen doch durch eingangs erwähnte doppelte Moral „besonderes“ Dunkel herrscht. Sonnenstürmer sind wir, Licht-

Freunde; so muß dieses finstere Hindernis an unserem Wege erhellet, durchglüht und mit fortgerissen werden!

Liebe Wanderschwestern, die Ihr aber noch nicht wahlberechtigt seid, denkt ja nicht, daß Euch dies hier nicht oder weniger gilt! Bereitet Euch und Eure Freundinnen und Berufskolleginnen darauf vor. Bildet Euch Euer eigene Weltanschauung, indem Ihr Euch gemeinsam in Leben und Streben unserer edlen proletarischen Vordenker vertieft. Nicht, weil Vater, Bruder oder Mann so wählt, oder weil Ihr nun mal eben zur Arbeiterklasse gehört, ergreift Ihr diesen Stimmgabel, sondern aus innerster selbst erworbener Ueberzeugung. Beginnt noch heute damit; es ist nicht halb so schwer, wie's anfangs scheint, und reißt Euch schließlich nur so mit vorwärts! Auch Ihr habt die Ehrenpflicht, Euch das Wahlrecht zu verdienen. Ihr dürft es Euch nicht nur so in den Schoß fallen lassen! Lange vor 1918, noch ehe Ihr vielleicht das Licht der Welt erblicktet, schlossen sich denkende sozialistische Frauen aller Länder zusammen, um gemeinsam ihr Mitbestimmungsrecht in der Gesellschaftsordnung zu erkämpfen. 1907 in Stuttgart und 1910 in Kopenhagen haben sie ihre Forderungen formuliert und 1911 zum erstenmal durch einen internationalen Frauentag für ihre Durchführung demonstriert. Diese Forderungen lauteten: „Arbeiterinnen-, Frauen- und Mutterschutz, gleichen Lohn für gleiche Arbeit! Schutz den Säuglingen und Kindern! Aenderung aller Gesetze, die die Frau rechtlich benachteiligen und sie zu Staatsbürgerinnen minderen Rechtes machen. Gleiche Bildungsmöglichkeiten und das gleiche Recht auf Berufsvorbereitung, wie der Mann es hat!“ Heute haben die Frauen in den meisten Ländern das Wahlrecht. Nur die romanischen Länder: Frankreich, Italien, Spanien, zum Teil Belgien erhalten die Frauen immer noch rechtlos. Ihre Stellung als Frauen ist aber selbst dort anders, würdiger geworden. Neue Kampfmöglichkeiten tun sich auf. Viele Forderungen, für die wir vor dem Krieg und im Kriege demonstrierten, sind verwirklicht worden. Doch, noch blieb vieles unerfüllt; hierfür zu kämpfen und auch die praktische Einhaltung der dem Widerstand der Unternehmer und ihrer parlamentarischen Beschützer abgerungenen Gesetze zu kontrollieren, ist Aufgabe der Gewerkschaften und Betriebsräte. Gewiß sind auch nicht lauter Mitarbeiter unter den männlichen Mitgliedern derselben. Der Anreiz zur eifrigen Mitarbeit müßte aber bei den Frauen ein größerer sein. Das gilt weniger der Ver-

waltungsarbeit in der Gewerkschaft und ihren Gruppen, sondern besonders der eigentlichen Gewerkschaftsarbeit, dem Vertreten der besonderen Fraueninteressen.

Ich sah mich gezwungen, so ausführlich zu werden, weil gerade darüber in Frauenkreisen oft so eine erschreckende Gleichgültigkeit herrscht. „Unsere Männer kümmern sich schon genug darum,“ denken und sagen viele. So schön ein gewisses Vertrauen an sich ist, hier ist ihm aber seitens der Frauen ein großer Teil Trägheit beigemischt. Erweckt es nicht den Anschein, als ob auch die weiblichen Mitglieder verschiedener unserer Naturfreunde-Ortsgruppen hiervon angekränkt sind? Umgekehrt muß es sein, überall, wo Naturfreundinnen ihr Tagewerk verrichten, muß ein frischer Wind wehen von geistiger Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Trost und Kraft! Es handelt sich nicht nur um die Entlohnung, sondern um neue, starke, stolze Menschen, die nicht denkbar sind unter dem Drucke der schwersten Sorgen ums Dasein.

Ihr versteht mich, welchen Stolz ich meine: jenen, der suggestiv auch bei Eueren Arbeitskolleginnen edle Begeisterung zur Mitarbeit wecken muß. Und sind sie zufolge ihrer Erziehung und sonstigen Umwelte nicht gleich ganz Euerer Meinung, bleibt ruhig und fest. Eiferst Euch nicht; Zorn ist in solchem Falle besonders Schwäche. Sucht Euch in ihre Gedankengänge zu versetzen, sie zu verstehen, dann werdet Ihr bald, oft auch schon durch zufällige scheinbar kleine, aber zum tieferen Denken veranlassende Vorkommnisse, wieder einen Anknüpfungspunkt finden für Euer Aufklärung und Verbreitung unserer Naturfreundeideen!

Schmäht mir die Menschen nicht, die schwach vielleicht, Geschöpfe doch der Zeit, der Umwelt sind!
Aendert die Welt! — Ihr ändert auch die Menschen!
Gewinnt die Menschen! — Ihr gewinnt die Welt!
(Aus dem Drama von R. Lohmann: „Ihr aber lebt“.
Verlag J. S. W. Dieck Nachf.)

Liebe Wanderschwestern! Einzelnen von Euch schulde ich noch ausführliche Briefe. Nehmt Vorstehendes als Antwort an! Habt Ihr mir darauf etwas zu erwidern oder irgendwelche Fragen zu stellen, die auch die Allgemeinheit interessieren und zum Nachdenken anregen würden, dann bitte, tut es hier an dieser Stelle. Das stärkt das Zusammengehörigkeitsgefühl Aller und läßt auch die wieder fest in unserer Naturfreunde-Gemeinschaft Wurzel fassen, welche infolge von Mißverständnissen in ihrer kleinen entlegeneren Ortsgruppe „vorübergehend“ (1) verbittert sind. Auf diesem Wege hier findet Ihr, liebe Wander-

schweftern und Wanderbrüder, selbst wenn Euch in Eurer engeren Heimat noch keiner verstehen sollte, sicher gleichgestimmte Seelen. Im offenen Gedankenaustausch mit Ihnen wird sich Euer gemeinsame Anschauung bestimmt abschleifen oder auch noch vervollkommen, je nachdem wie diese mit unserem Naturfreundsinn sich vereinbart. Eure jetzt vielleicht noch mißtrauischen Landsleute sind dadurch dauernd Zeuge Eures offenen Briefwechsels mit Gleichgesinnten, werden früher oder später ihren Irrtum einsehen und Euch als wahre Naturfreunde die Hand zu gemeinsamer Weiterarbeit reichen. Ferner, im umgekehrten Falle, wenn der Irrtum auf Seiten der von der Ortsgruppe isolierten Genossen und Genossinnen liegen sollte, kommen auch diese auf solche Weise am besten zur Einsicht und wieder zurück von ihrer Außenseiterstellung. Alle übrigen Naturfreunde aber können aus dergleichen in ganz unpersönlicher, rein sachlicher Form hier öffentlich geschlichteten Streitfragen nur lernen! Irgendwelche parteipolitische Händel sind damit natürlich nicht gemeint.

„Harter Stein auf harten Stein gibt keine Mauer.
Weicher Mörtel mittencin macht erst die Dauer.“

Hoffentlich findet mein Vorschlag Anklang und wagt sich daraufhin auch manche Wander-genossin an die „sogenannte“ Deffentlichkeit, die trotz ihres gewandten Briefstiles vor Artikelschreiben eine schier unüberwindliche Scheu hegt! Auch gruppenweise, d. h. in Eurer engeren Gemeinschaft gemeinsam abgefaßte Fragen oder Anregungen könnten uns weiter zum wahren Naturfreunde-Gemeinschaftsleben verhelfen!

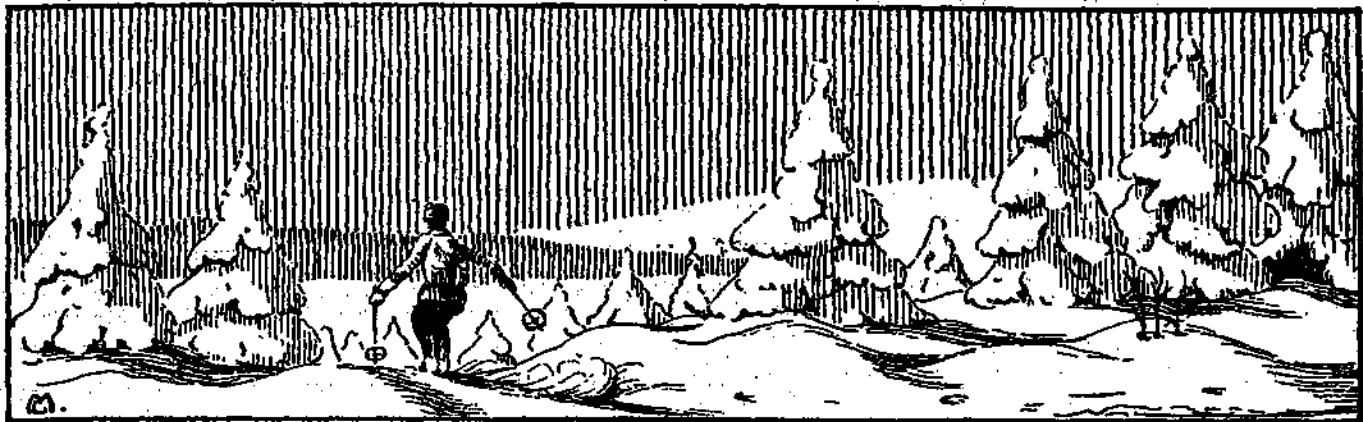
Ein Beispiel für diesen öffentlichen brieflichen Gedankenaustausch findet Ihr in der Frauen-Zeitschrift: „Die Schaffende Frau“ (Einzelheft ohne Schnittmusterbogen 25 Pfg. und 3 Pfg. Porto, Einzelheft mit Schnittmusterbogen 50 Pfg. v. 5 5 Pfg. Porto). Verlag: „Die Schaffende Frau“, Kloßsche b. Dresden, Richard-Wagner-Straße 10 (Postcheckkonto: Dresden Nr. 7191). Diese von Genossin Ulmce Köster allein aus eigener Kraft vor fünf Jahren aus mühseligen Anfängen gegründete Zeitschrift wird jeder freibeitlich gesinnten Frau zum unentbehrlichen Ratgeber, wenn sie sie erst kennen lernte. Da die Herausgeberin von jeglicher Reklame mit zum Mitgliederfang bestimmten Rädern (Preisaufgaben, Preisrätseln und dergleichen) nicht den geringsten Gebrauch macht, ist ihre Zeitschrift anscheinend nicht so weit verbreitet, wie sie es ihres in jeder Beziehung gediegenden Inhaltes wegen verdient. Derselbe ist von internationalem Verständigungswillen be-

seelt. Alle sozialen Fragen, Pazifismus, Erziehungs-, Schul- und Frauenfragen werden eingehend ganz in unserem Naturfreundsinn erörtert, wobei Genossin A. Köster oft durchblicken läßt, wieviel Wert sie auf einzelne Meinungsäußerungen und Anregungen legt. Ganz besonders fordert sie letztere in ihrer Abteilung für Schneiderei und Handarbeiten, wo auch bestimmt viele geschickte Naturfreundinnen Einfluß haben könnten, und wenn nicht durch Worte, dann ebenfogat durch solche greifbaren Dinge, die nun einmal noch vielen Frauen näherliegen, dem Geschmack derselben eine Richtung in unserem Naturfreundsinn geben könnten. Modenbilder ohne Hut, mit flachen Absätzen sind schon Regel in der „Schaffenden Frau“, und in Heft 56 jetzt sind sogar Eigenkleider zahlreich vorherrschend, die auch von Naturfreundinnen entworfen sein dürften. Wer hier denkt: „Nun ja, mit den Moden endet's!“ der lese in Nr. 10 unseres Gaublattes über „Neußerliches“ von Gen. Nagel jr., Dessau. Daneben bringt die „Schaffende Frau“ regelmäßig ausführliche Besprechungen von auf dem Büchermarkt für uns in Frage kommenden Neuerscheinungen.

Also, Naturfreundinnen, räumt endlich ganz gründlich auf mit all dem mehr oder weniger leichten spießbürgerlichen Zeitschriftenkram, der besonders in Form von „Modezeitungen“ unsere Proletarierfamilien noch immer überschwemmt und den Frauen außer den für uns oft nicht brauchbaren Bekleidungsvorschlägen als Unterhaltung usw. Sachen vorzusetzen wagt, die jeder Beschreibung spotten. Unterzieht Euch mal der Nähe und vergleicht den Inhalt dieser zahlreichen „rein kapitalistischer Profitgier“ entspringenden Modezeitungen mit dem der „Schaffenden Frau“ oder der „Frauenwelt“! Die Zeitschrift „Frauenwelt“ ist anscheinend schon in weiteren Kreisen bekannt. Sie erscheint als Folge der durch die Inflation eingegangenen Frauenzeitung „Die Gleichheit“ und hat wie diese allmonatlich eine gute Beilage für unsere Kinder. Nur Titelblatt und die erste Seite jeder Zeitschrift braucht Ihr gegenüberzustellen, um klar zu sehen, was Gift und was gesunde vorwärtsbringende Geistesnahrung ist.

Liebe Wanderschwestern! Auf diese Weise wollen wir uns verhelfen zum gemeinsamen den Einzelnen wie die Gesamtheit fördernden Erleben.

Was wir empfangen im eignen Erleben,
Wollen wir liebend und dienend weitergeben.
Und es wird schon ein wenig leichter auf Erden,
Wenn wir, selbst gesegnet, anderen zum Segen werden!
Herzliches „Bergfrei“! Elfriede Schaepe, Halle.



Mit Schneeschuhen auf dem Thüringer Wald

Oh herrlicher Wald, wie schön bist du im Winter. Die wenigen freien Tage, wie schnell sind sie dahin. Es gibt keine Jahreszeit, die so schöne märchenhafte Landschaften hat wie gerade der Winter. Weihnachten! Das Fest der Liebe! Im Ofen prasselt das Feuer. Ruhig und behaglich lehnt der Spießer in seinem molligen Sessel, raucht seine Pfeife und liest irgend etwas. Draußen peitscht der Sturm die Schneeflocken gegen Häuser und Menschen. Kalt klatscht der nasse Schnee auf das Pflaster.

Feierabend in der Fabrik. 8 Tage frei! Wie ein Vogel, welcher plötzlich die Freiheit bekommen hat, jubelt das Herz. Hinaus! Fort! Weit weg! Die Finanzen bestimmen die Grenzen.

Der Schnee knirscht unter den Schneeschuhen. Schmiedefeld liegt bald hinter uns. Schwer drückt der Rucksack, doch leicht und geschmeidig gleiten wir dahin, die klare Luft in vollen Zügen einatmend. Schneller schlägt das Herz. Unser Ziel, das Stutenhaus, ist bald erreicht. Freudig schallt und das „Berg frei!“ der Freunde, die schon einige Tage hier sind, entgegen. Gleichgesinnte Kameraden sind es.

Und der Schnee! Wunderbar, 1—2 Meter hoher Pulverschnee, glänzend! Freunde hatten für gutes Quartier gesorgt. Sonnenaufgang! Wer könnte dies beschreiben? Feuig leuchtet die Sonnenuugel weit über Täler und Berge am fernen Horizont. Bläulich, bald rot in allen Farben schimmert der Schnee. Würde ein Maler solch ein Bild malen, niemand würde es ihm glauben. Bald wird es lebendig. Herrliche Abfahrten beginnen. Frei, den Alltag vergessend, sausen wir dahin, uns labend an den Schönheiten der Natur.

Schonungen (ohne Warnungstafeln), ganz zugeschnitten, man erkennt sie an den regelmäßigen Hauben. Hochwald! Krachend bricht ein Ast

oder Giebel, dem die Last zu schwer ist, ab. Ruhig gleiten die Bretter dahin.

Enzianblauer Himmel leuchtet durch die Nester. Freudig strahlen die Gesichter der Genossen. Und nirgends gibt es so viel Humor wie beim Schneeschuhlaufen. Die Punkte! Die Stellungen! Immer gibt es zu lachen. Vor allem wenn mal ein Dicker einen Sturz macht. (Was, Säckel?)

Wir fahren im schnellen Tempo durch den Hochwald, vor uns eine Wiese. Der Bach ist zugeschnitten. Mein Kamerad fährt vor mir. Auf einmal eine Schneewolke, und verschwunden ist er. Wir suchen, ein paar Bretterspizen sind zu sehen, sonst nichts. Er ist kopfüber gestürzt und total vom Schnee begraben. Bald ist er ausgepaddelt und lachend geht es weiter.

Der Spießer schüttelt den Kopf; nein, das ist gefährlich. Du Kleingläubiger! Ganz selten kommt es vor, daß jemand beim Schneeschuhlaufen sich Schaden getan hat. Das vorige Jahr ist, soviel ich weiß, auf dem Stutenhaus überhaupt nichts vorgekommen. Und jeden, der einmal Schneeschuh gelaufen hat, zieht's unwiderwillig auf seine Bretter.

Weihnachten auf dem Stutenhaus! Der Aufenthaltsraum festlich geschmückt. Mitten in demselben eine hohe Tanne. Mit einer kleinen, schlichten Feier bei Freunden und Gleichgesinnten wird der „Heilige Abend“ traditionsgemäß gefeiert. Worte von Genossen weisen auf die Bedeutung der Weihnachtstage hin. Packende kernige Rezitationen verschönern dieselbe. Ein jeder kam auf seine Kosten. Alle wollten es möglich machen, im kommenden Jahr Weihnachten wieder auf dem Stutenhaus zu verbringen.

Ueberhaupt die Abende haben ihren besonderen Reiz. Bei Mondenschein eine Fahrt mit Schneeschuhen, etwas Schöneres kann es überhaupt nicht geben. Phantastische Schatten! Ein geheimnis-

voller Zauber liegt über dem Ganzen. Schneidig bläst der Wind um die Backen. Still und gerade geht der Mond seinen Weg. In stiller Sehnsucht gedenkt man der herrlichen Stunden. Oder im Heim. Gelesen, gesungen, erzählt, Aufführungen verkürzen die langen Winterabende. Draußen weht der eisige Nordwind den Schnee zu hohen Wehen. Wer könnte all die schönen Tage mit ihren Einzelheiten beschreiben? Die vielen Fahrten mit ihren Abenteuern, wer denkt nicht gern so verlebter Tage?

Doch auch Abschreckendes kann man erleben.

Oberhof! Aeh, ah! Hochsaison! Volle Häuser, volle Börsen! Steife, vollgetreffene Gaffer! Modeschneeschuhfahrer, Berufsspringer! Großes Rennen, großer Profit! Es kommt einen der Ekel an, wenn man als Prolet durch solch einen Ort fährt. Auch hier wird die siegreiche Arbeiterschaft erst Aenderung bringen. Möge der Tag der Abrechnung bald kommen!

Doch begrüßt sei der Winter mit seinen Schönheiten. Es gilt, für neue schwere Kämpfe neue Lebenskraft zu gewinnen.

Mit „Berg frei“

Fritz Auer, Jena.



Waidsteine und andere Steine

Ueber die in unserer Gegend häufig anzutreffenden Steinkreuze hat Genosse Hesse-Weißfels in Heft 1—3 d. Bl. bereits berichtet. Es dürfte noch folgende Deutung dieser geheimnisvollen Wahrzeichen von Interesse sein (Gustav Uhl, Der Harz, Belhagen und Klasing): Als am 15. Mai 1525 Thomas Münzer bei Frankenhäusen aufs Haupt geschlagen und sein Heer vernichtet war, schlichen die übriggebliebenen Bauern in Rotten und einzeln durchs Land und suchten so schnell wie möglich ihre Heimatdörfer zu erreichen. Aber sehr vielen gelang das nicht, denn von den Soldaten Kurfürst Johanns von Sachsen und des hessischen Landgrafen Philipp wurde erbarmungslos jeder niedergeschlagen, den man mit Waffen in der Hand traf. An der Stelle nun, wo solch ein Mord geschehen war, errichteten später Verwandte und Freunde ein Kreuz; aber sie wagten nicht, den Namen dessen darauf zu schreiben, dem es galt.

Auf heute oft entlegener einsamer Landstraße treffen wir sonderbare Meilensteine. Hier flutete ehemals reges, buntes Leben und Treiben vorüber. Sie bezeichnen die Handels- und Verkehrsadern alter Zeiten, wo sich zu Ross und Wagen aller Art, ja selbst zu eigener Last all das befördert wurde, was heute auf dem

Schienenwege rollt. Allerhand fahrend Volk, Landsknechte, Handwerksleute usw. mischten sich darunter. Daß dieser Verkehr großen Schwierigkeiten unterworfen war, davon dürfte heute auch kaum eine Ahnung vorhanden sein. Zu den bodenlosen Straßen kamen allerhand Schikanen — nicht zu vergessen die räuberischen Ueberfälle derer von Ur und Hain — der gerade in unserem Thüringen so ausgeprägten vielseitigen Herrschaftssitze. Von der daraus entstandenen Duntschichtigkeit unseres Kartenbildes und des Kleinstaatenjammers dürften die Unmenge Grenzsteine in Flur und Hain noch späteren Geschlechtern Zeugnis ablegen.

Von Findlingen und Kohlenquarziten ist ebenfalls in diesen Blättern die Rede gewesen und ihre Verwendung zu Kultzwecken und Zwecken mystischer Art dürfte weit in die Vorzeit zurückreichen. So hat die Stadt Weimar beispielsweise auf dem nahen Galgenberg einen größeren Quarzit umfriedet und dem öffentlichen Schutze anvertraut. Derselbe zeigt einige natürliche Vertiefungen und wird als Opferstein aus vorchristlicher Zeit angesprochen. Bei Einführung des Christentums wurde manches derartige Wahrzeichen in Leichen, Sümpfen oder sonstwie vergraben und versenkt oder vernichtet.

Eigenartigen mystischen Zwecken mögen auch die Nagelsteine gedient haben, deren man in Thüringen und im Harz eine ganze Anzahl kennt. Ein prächtiges Exemplar liegt am Ausgange des Dorfes Flurstedt bei Apolda. Dieser Stein ist mit einer Menge Hufnägel gespickt, die man in die diese Quarzite durchziehenden Wurzelröhren getrieben hat. Parallelen für dieses Tun hat man heute noch vor sich: im Benageln von Bäumen und anderen Dingen, bei Versprechen von Krankheiten durch künftuschende Wunderdoktoren oder im Anheften glückbringender Hufeisenfunde über der Eingangstür usw. Sie werden auch als Malsteine an Dingstätten (Gerichtsstätten) erklärt.

Noch eine eigentümliche Art Steine findet der Thüringer Wanderer in den Dörfern des mittleren Thüringens, in der Gegend der fünf ehemaligen Waidstädte Gotha, Erfurt, Arnstadt, Tennstedt und Langensalza. Die Steine gleichen normalen Mühlsteinen, nur ist der äußere Rand zahradartig ausgekerbt. Sie sind aus Seeburger Sandstein hergestellt und zieren heute oft als Steintisch den Dorfplan oder dienen als Erinnerungsmal irgendwelcher Art. Der Name Waidstein ist bald erfahren, aber sein Zweck und seine Verwendungsart macht manches Herumfragen notwendig. Nicht in wagerechter, sondern in aufrechtstehender Lage diente der Stein zum Zerstampfen des Färberwaides — auf einer gepflasterten Lenne von einem Zugtier im Kreise herum bewegt. Der so gewonnene Brei mußte zur Absonderung des Farbstoffes einen Gärungsprozeß durchmachen und wurde in handlichen Ballen getrocknet, wohl aber auch gleich in Kübeln zu Märkte gebracht, je nachdem die Verordnungen und Vorschriften der Käufer, und das waren Städte, lauteten.

Der Färberwaid, eine Pflanze *Isatis tinctorum* (farbstoffliefernd), gehört zur Familie der Kreuzblütler. Er entwickelt im Mai—Juni des zweiten Jahres gelbe Blütentrauben auf einem ein Meter hohen, bisweilen fingerdicken Stengel. Aber schon im ersten Jahre werden die Blätter, sobald sie ein besonderes Stadium erreicht haben, geerntet, was 2—4mal im Jahre geschehen konnte.

Mittels eines Stoßeisens wurden die Blätter abgeschnitten, in Körben gesammelt und in die Waidmühlen geschafft, die in jedem Dorfe vorhanden und Gemeindeeigentum waren. Dort mußten sie die schon beschriebene Prozedur durchmachen und lieferten so den berühmten blauen Farbstoff, der diese Pflanze zur Kulturpflanze

ersten Ranges machte, während man sie heute nur noch hier und da als Unkraut findet. Das lückenhafte Vorkommen dürfte der Vermutung recht geben, daß der Waid eine fremde Pflanze ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach reicht die Benutzung des Waid als Färberpflanze weit ins Altertum zurück. In einer alten Urkunde aus den Jahren 1056—1074, um nur einige geschichtliche Hinweise zu geben, wird er bei uns erwähnt. Aber erst um 1450—1600 erlangt der Waidbau seine Glanzzeit und die Besitzenden der fünf bereits erwähnten Städte verdanken ihm ihren Wohlstand. Das trifft vornehmlich auf Erfurt zu, welches durch Verordnungen und Vorschriften sich führende Stellung im Handel gewahrt hatte und denselben auf dem Anger (Waidanger, heutiger Domplatz) in ausgiebigster Weise betrieb. Die Erfurter Händler brachten 1392 die Mittel zur Gründung der Universität selbstständig auf. Noch um 1600 treiben 300 Thüringer Dörfer Waidbau. Und in einem Register der Stadt Erfurt sind z. B. aus Niederrimmern rund 90 Waidbauern verzeichnet, mit zeitweilig über 200 Acker Anbaufläche. (Vergl. Imhoff: Ortsgeschichte von Niederrimmern.) Der Waidbau erforderte viel Arbeit, guten und gutgepflegten Boden. 10 Personen hatten mit der Ernte eines Ackers einen Tag zu tun. Schon um jene Zeit setzt die Klage um den Leutenmangel ein und die Sachsengängerei nimmt ihren Anfang. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts geht der Waidbau merklich zurück. Durch Entdeckung des Seeweges nach Ostindien (Vasco de Gama 1498) brachten 7 holländische Schiffe 1631 große Ladungen Indigo heim. *Indigofera tinctoria*, eine indische Pflanze, die ebenfalls diesen blauen Farbstoff enthält, brachte dem Waidbau seinen unaufhaltsamen Niedergang, so daß er um 1747 in der Erfurter Flur kaum mehr zu finden war. Am längsten hat er sich im Gothaischen erhalten. Keine Verordnung, kein Verbot, selbst die Kontinentalsperre Napoleons konnte den Verfall der so blühenden Waidkultur aufhalten. Und heute haben unsere heimischen Produkte längst auch wieder diesen Indigo-Farbstoff ersetzt und verdrängt.

So erzählen uns all diese Steine in ihrer eigenen Sprache vom Werden und Vergehen, von sozialen Verhältnissen und Kämpfen, von Kulturaufstieg und Verfall. Und der Versuch, diese Sprache zu verstehen, das geheimnisvolle Räumen zu erlauschen, das erhöht auch den Reiz des Wanderns.

Winterarbeit

Viele unserer Ortsgruppenleitungen werden auch in diesem Jahre wieder vor die schwerwiegende Frage gestellt: Wie verbringen wir die Winterabende? Für die großen Ortsgruppen, die ihre Tätigkeit speziell auf den Wintersport legen können, sei es in finanzieller Hinsicht oder weil sie in bergigen oder Gebirgsgegenden ansässig sind, fällt die Frage nicht so sehr ins Gewicht als für die kleinen Ortsgruppen in der Provinz, die keinen der beiden Vorteile für sich in Anspruch nehmen können. Auch Volkstänze, im Zimmer ausgeführt, sind in gesundheitlicher Beziehung nicht immer angebracht, da hierbei das Atmen in frischer Luft und die freie ungezwungene Körperbewegung fehlt. Außer Spiel- und Musikabende bleiben gewöhnlich nur noch solche für wissenschaftliche Vorträge übrig. Welche Umstände und Unannehmlichkeiten aber ein wissenschaftlicher Vortrag für eine kleine Ortsgruppe, die keinen geeigneten vorgebildeten Genossen als Referenten begrüßen kann, mit sich bringt, kennen wir zur Genüge. Wenn dann glücklich ein Volksschullehrer oder gar ein Arzt für einen solchen Abend gewonnen worden ist, dann sind damit immerhin ziemliche Geldkosten verbunden, die eine kleine Ortsgruppe manchmal nicht aufbringen kann. Wie wichtig andererseits aber wieder die Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft, für uns Proletariat ist, das wissen wir auch zu würdigen. Wir als Naturfreunde betrachten es doch als eine unserer Hauptaufgaben, über die gewöhnliche Schulbildung hinauszustreben und uns eine andere Weltanschauung zu bilden als die, welche uns besonders die Kirche eingetrichtert hat.

Welche Themen sind nun vorderhand die wichtigsten für uns? Um uns eine eigene Weltanschauung zu bilden, müssen wir einen ganz bestimmten Weg beschreiten. Wieviel Vorträge und auch Vorlesungen sind in mancher Ortsgruppe schon gehalten worden, ohne von den Genossinnen oder Genossen richtig verstanden worden zu sein; das zeigen die Diskussionen. Gewissermaßen wird in dieser Hinsicht auch vielfach nicht richtig vorgegangen. Ich will nur ein Thema herausgreifen: Nacktkultur, das uns in diesem Sommer viel beschäftigt hat. Auch sie ist ein großes Stück Weltanschauung. Tagelang könnte man einen Vortrag darüber anhören, aber immer wieder hört man seufzen: Wenn wir doch erst soweit wären! Ja, wie viele unserer Anhänger stehen

der Nacktkultur mit ziemlich gemischten Gefühlen gegenüber, und die wenigen, die da seufzen, fühlen sich zu schwach, um den Anfang zu machen. Hier fehlt eine gesunde Anschauung. Alle Scham vor der Natürlichkeit ist krankhaft. Wir haben alle Ursache, uns in diesem Winter ganz besonders mit der Entwicklungsgeschichte der Erde und der Lebewesen auf ihr zu beschäftigen. An Hand von wissenschaftlichen Werken, z. B. „Welt schöpfung und Weltanschauung“ von Liepmann, können wir das sehr leicht ermöglichen. Zu dem genannten Werke eignet sich das vom Kosmos an alle Ortsgruppen gesandte Bild „Der Stammbaum des Menschen“ vorzüglich. Beschäftigen wir uns mit dem Thema eingehend, so werden wir zu der Ansicht kommen, daß auch die Nacktkultur und das Sexualleben des Menschen natürlich ist. Wir können dann im nächsten Jahre viel freier und ungezwungener zur Nacktkultur schreiten.

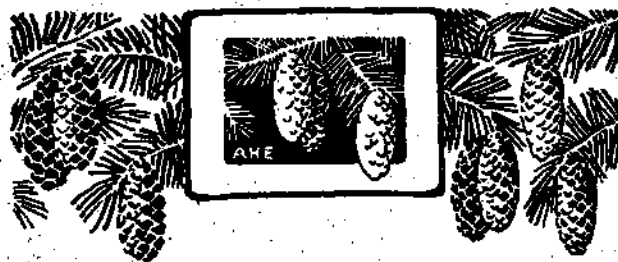
Der heutige Sexualtrieb, der die ganze Welt so sehr beherrscht, daß man sogar für die Beseitigung der Schandparagrafen (Abtreibung) mit aller Gewalt eintreten muß, um die Frucht dieses übernatürlichen Triebes, die Menschenproduktion, zu mindern, ist ein großes Unglück. Trotzdem dürfen wir die Abtreibung vom natürlichen Standpunkt nicht vertreten, da sie ja wider natürlich ist und ihre Betätigung in sehr vielen Fällen gesundheitschädlich wirkt. Am allerwenigsten wird dadurch das Geschlechtsleben ein geregelteres, normales. Das Gegenteil würde eintreten; da keine Gefahr mehr bestände, zu viel Kinder zu bekommen, würde das Leben noch sinnlicher werden, als es schon ist. Trotzdem aber sage ich, wir müssen für die Beseitigung dieser Paragrafen eintreten, und zwar aus folgenden Gründen: 1. sie werden fast nur beim arbeitenden Volke angewandt, da dieses keine Mittel hat, sich Ärzte zu leisten; 2. das Proletariat steckt in unserem Zeitalter so tief im Elend, in das es durch übermäßige Menschenproduktion noch weiter hineingestoßen wird. Eine Arbeiterfamilie kann sich kaum allein, geschweige denn mit 6—8 Kindern ernähren. Aus diesen Gründen müssen wir außer dem selbstverständlichen Kampf gegen den Kapitalismus, der ja doch mit seinem dreimal verfluchten Egoismus das ganze Elend heraufbeschworen hat, zuerst den Kampf gegen die Paragrafen 218/19 führen, um so schnell wie möglich der Menschheit zu helfen.

Je mehr Menschen sich nun mit dem ernstesten Studium der Naturwissenschaften beschäftigen und in ihm sich das natürliche Erkennen aneignen, desto normaler muß auch der Sexualtrieb werden, und um so leichter kann die Körper- und Nacktkultur durchbringen. Man wird sich dann nicht mehr auf den Standpunkt der biblischen Geschichte stellen: Und er bedeckte seine Blöße mit einem Feigenblatt. Wenn uns schon ein Gott „gemacht“ haben soll und wir sein Ebenbild sein sollen, dann kann er doch nicht etwas erschaffen haben, was man unbedingt vor seinem Mitmenschen verbergen muß. Der Ruf „Zurück zur Natur!“ wird immer stärker. Nicht nur die proletarische Jugendbewegung treibt Nacktkultur,

sondern auch die bürgerliche und verleugnet somit ihre biblische Einstellung.

Es muß uns ferner zu denken geben, daß gegenwärtig nur in Deutschland allein 140 000 Geschlechtskranke leben, die ärztlich behandelt werden. Rechnet man noch diejenigen hinzu, die vor Scham ihre Krankheit verschweigen, so müßte man die Zahl vervierfachen. 350 000 Ehen sind infolgedessen unfruchtbar. Ist das nicht ein gewaltiger Beweis unserer verkehrten Einstellung und zugleich für uns als Naturfreunde die Pflicht, nun endlich eine andere Richtung einzuschlagen? Beschäftigen wir uns also in diesem Winter mehr denn je mit diesem Studium.

Otto Heise, Wittenberg.



Von Thüringen ins Vogtland

Wir Thüringer Naturfreunde werden meist die nördliche Grenze unseres Wandergebietes Eisenach — Erfurt — Naumburg — Jena — Gera abstecken und, abgesehen von einigen eng beschränkten Strichen, weiter über diese Linie hinaus wenig landschaftlich verlockende Gefilde vermuten. Unsere nördlichen Ortsgruppen dürften wohl auch eingestehen, daß das ihnen zugefallene Stückchen Heimat nicht mit diesen mannigfaltigen Naturschönheiten bedacht ist, wie eben der Thüringer Wald. Mit dem Vorlande des Thüringer Waldes flacht sich das Gelände in einem breiten Streifen mehr und mehr ab. Die Täler der Werra, Wilden Gera, Saale und Roda bedeuten meist die letzten Linien für unsere Wanderfahrten. Dann dehnen sich die weiten Ernteflächen von Naumburg bis Gera-Altenburg und Greiz. Große Wiesenpläne mit ihrem frischen Grün im Sommer, ausgedehnte Getreidefelder, wie ein wogendes goldgelbes Meer in der Erntesonne daliegend, das sind die typischen Bilder dieses mit Fruchtbarkeit gesegneten Landstreifens.

Weiter nordostwärts, über diesem kaum von merklichen Höhenzügen unterbrochenen, vorwiegend flachen Gelände, wälzt sich zwischen den Großsiedlungen der Menschen ein wenig grauer

feinstaubiger Dunst. Das mitteldeutsche Industriegebiet! — Welch atemstocckender Eindruck für den an Berg und Wald und rauschende Bäche gewöhnten Wanderer. Als wäre bis an die unendlich fernen Ränder dieser Erdscheibe für nichts weiter Platz geblieben als für ein ungeheures Fabrikengewirr der Textil- und Eisenindustrie, Porzellan-, Papier- und Farben-Fabrikation. Abwechselnd zwischen dem überall aufragenden rauschenden „Industriespargel“ (Fabrikshote) erblickt man die Fördertürme der Bergwerke, Hochöfen und Kokereianlagen schicken ihre lebensfeindlichen stickigen Dünste in die Atmosphäre, in denen lebende Wesen atmen müssen! — Ein ungeheures Geräusch erdrückt die Luft. Verwirrend ist das Gewimmel von elektrischen Wagen, dampfenden Maschinen, Kränen und umher hastender Menschen. Grau vom Staub, der alles zu überdecken droht, sind die Straßen, Häuser und — Menschen. Hier, dieses wie von ungeheurer Kraft bewegte Bild ist das harte, erbarmungslose Gesicht der Arbeit! Nicht zu ertragen, wenn seine eiserne Fessel dem Menschen nicht Zeit läßt zu denken an Schönheit und Freiheit der Natur. Dann müßte es ihn wohl zur Flucht reizen oder ohnmächtigen Gefühls die Tränen abringen.

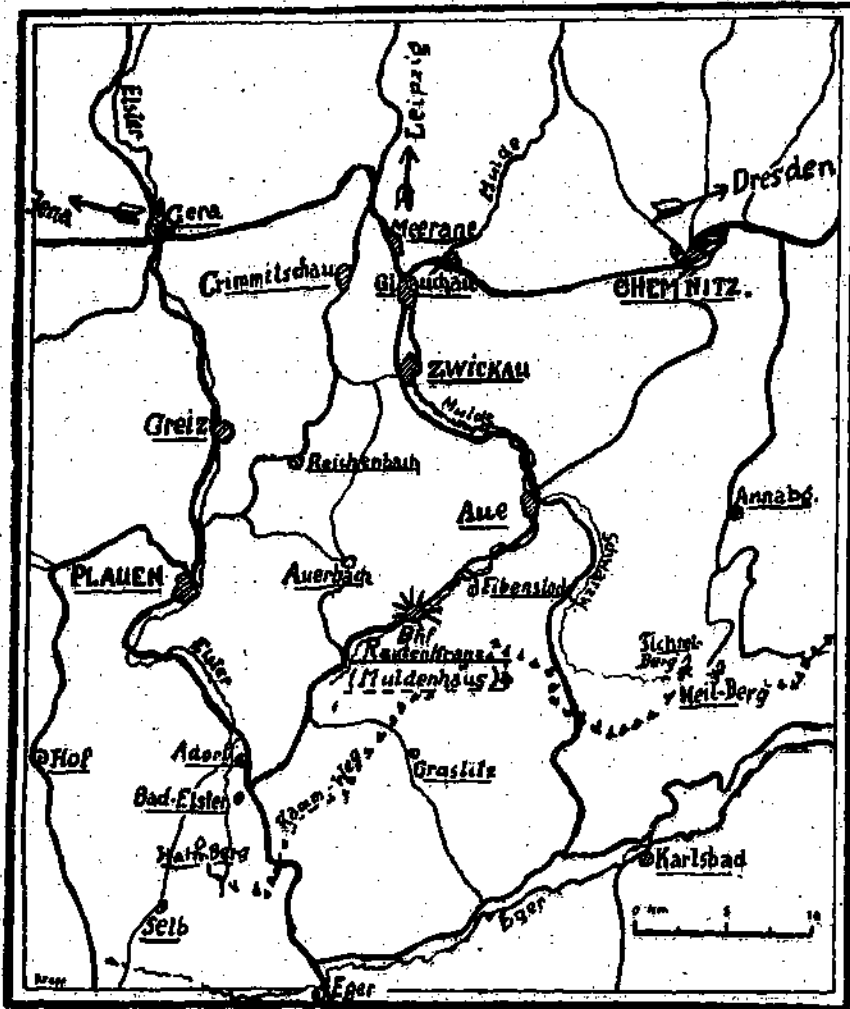
über dieses Joch, das ihm auferlegt. Aber sechs Tage Fron und am siebenten ist ja Feiertag. — Und vielleicht alljährlich einige wenige sauer verdiente Ferientage. —

Und mit unserm Zug, der uns durch dieses Labyrinth der Industrie zieht, möchten wir alle

Material, an Ort und Stelle behauen, wie in den Städten als Bausteine wiederfinden. Ungefähr 10 km südlich führt am Dorf Weißbach vorbei die Silberstraße von Schneeberg, auf der früher das Silbererz nach Zwickau gefahren wurde. Bei Fährbrücke tritt das

Muldental aus den weicheeren Schiefen in den härteren phyllitischen Tonschiefer ein; enger wird der Taleinschnitt und hier beginnt der landschaftlich schönste Teil des Muldentales. Besonders zum Herbst bieten die laubwaldigen Talwände einen prächtigen buntenfarbigen Reiz. — Das Gestein in der Umgebung Schneebergs ist mit zahlreichen Erzadern durchzogen. Heutigen Tages werden immerhin noch nach den Silberförderungen seit 1741 Kobalt-, Wismut- und Nickelerze herausgebracht.

Wo sich die Mulde mit dem Schwarzwasser in einem großen, von ziemlich steilen Bergen umrahmten Talkeßel vereinigt, liegt Aue, gut bekannt als vielseitige Industriestadt. Ihre Metall-, Tuch- und Wäschefabriken zogen ein großes Arbeiterheer zusammen, so daß es sich in dreißig Jahren von 3600 auf etwa 20 000 Einwohner vergrößert hat. Das von Aue weiter bergaufwärts führende Muldental vermittelt hier infolge seiner geringen Be-



die arbeitseuzenden Mitmenschen eiligst weg führen in die befreiende Luft der Wälder und Berge! —

Gar nicht allzuweit ist die Fahrt mehr, die Bahn sucht den Weg, den wir von Gera-Berndau gekommen, bei Zwickau durch das Tal der Mulde. Die Strecke führt durch ein an schönen Ausflügen besonders reiches Gebiet. Schöne, steile Waldtäler führen zum oft erweiterten Muldental hinab. Das Geröll des brausenden Wassers zeigt Trümmer von Gneis und Granit. Hier ist die Grenzzone zwischen dem großen Gneisgebiet des mittleren und östlichen und dem Granitgebiet des westlichen Erzgebirges. Unmittelbar an der Bahnlinie treten die Granitdurchbrüche auf, deren rosafarbiges

engen, felsigen und schönbewaldeten Gestaltung den Eindruck eines stillen Waldgebirges. Wie überall in Granitgeländen bedecken große Steinblöcke den Waldboden und leuchten sauber gewaschen aus dem Bachwasser hervor. Die Wege, den Bach als Gefährten immer neben sich, sind mit den feinen und grobkörnigen Felsstückchen besät und so immer sauber gehalten. Nach aufwärts, Süden zu, gehen die anfangs tief geschnittenen Täler, auch das Muldental selbst, in flache, oft vermooste Mulden über. Sanfter, hügeliger wird das Gelände. Das Auge weidet sich an den weitgedehnten Wäldern, in deren Richtungen zahlreiche Siedlungen aufblinken. Und von einem höher gelegenen Punkte, etwa vom Kuersberg (1019 m), erblickt man unzähl-

lige Bergkuppen: im Südosten den Keilberg und Fichtelberg, im Südwesten den Ochsenkopf im Fichtelgebirge, nach Süden zu bis ins Böhmerland, und bei klarer Luft bekränzt den Horizont im Westen der über 100 km entfernte Thüringer Wald. — Ihrem Quellgebiet zu erreicht die Mulde das obere Vogtland.

Hier liegt am Zufluß der Großen Pyra der mit seinen bis an die sanft ansteigenden Talränder verstreuten Häuschen Ort Kautenfranz.

Einzelne mit „Villa Erna“ oder „Waldfrieden“ bezeichnete, am rücksichtslosen Baustil erkennliche Häuser lassen merken, daß hier „Sommerfrische“ ist. Kleinere Holzhäuschen mit weißgetünchten Wänden und grauem Schind- oder blankem Schieferdach stehen malerisch am Bach oder Waldesfaum. Fern taucht die helle Landstraße in die Baumgruppen. Von irgendwo, weit her, faucht die Eisenbahn in diese abgeschiedene Gegend, über die sich wieder die klare Bergluft dem aus der Fabrik gestüchteten Menschen freigiebig darbietet. Der Welt Schönheit verklärt wieder das aufatmende Gemüt, hier liegt unser Muldenhaus,

das zehnte Heim der Ferienheimgenossenschaft „Naturfreunde“. Der Aufmerksamkeit Altenburger Genossen ist es zu verdanken, wenn die Ferienheim-Genossenschaft wieder ein neues Heim den Naturfreunden zur Verfügung stellen kann. Ab 1. Dezember 1924 wird es nun mit dem neuen Namen „Muldenhaus“ als Unterkunft- und Ferienheim den Naturfreunden dienen. (Fernsprech-Anschluß Amt Jägergrün 132 (Wilhelmshöhe), Bezirk Chemnitz.)

In dem anmutigen Tal der Zwickauer Mulde liegt an der Bahnlinie Aue-Abdorf die Ortschaft Kautenfranz (1500 Einwohner), zu dem unser Muldenhaus gehört. Während sich die Hauptstraße dem Bach nach Nord-Süd ausbreitet, liegt unser Heim, nahe an den Waldbrand stoßend, auf der östlichen Anhöhe.

Das Anwesen besteht aus zwei massiven Gebäuden. Im vorderen befinden sich die Wirtschaftsräume, Küche, Gastzimmer, Aufenthalts-

raum und Lesezimmer. Pachtvertraglich wird ein kleiner Gasthausbetrieb weiterhin aufrecht erhalten, der jedoch abends 10 Uhr geschlossen wird. Wohn- und Uebernachtungsräume liegen im 1. Stock beider Gebäude, von denen das Hinterhaus im Untergeschoß einen geräumigen Saal enthält. Alle Zimmer sind gut wohnlich ausgestattet, gute Betten, Waschtisch und Kleiderablage und heizbar, was besonders für die Zeit des Wintersports angenehm empfunden werden wird. Elektrisch Licht und eigene Wasserleitung



Erholungsheime im Muldental

machen den Aufenthalt noch bequemer. Insgesamt bietet das Heim für 100 Personen Unterkunft.

Eröffnungsfeier im Ferienheim „Muldenhaus“ am 1. Weihnachtstag 1924. Die Ortsgruppe Halle veranstaltet dazu eine würdige Sommerfeier. Die Umgebung vom „Muldenhaus“ ist als sehr günstiges Wintersportgelände bekannt. 1½ Std. entfernt befindet sich die große Sprungschanze Schöneck. Falls zur Weihnachtswoche die Schneeverhältnisse günstig sind, Kautenfranz liegt 650 m über N.N., wird der Gen. Pufe-Jena einen Skikurs führen. Unsere Skiläufer und sonstigen Wintersportler sind hiermit besonders eingeladen.

Anmeldung wegen Unterkunft oder Einkehr während der Weihnachtswoche sind mit der Bemerkung „Muldenhaus“ bis 10. Dezember zu melden: Ferienheim-Genossenschaft „Naturfreunde“, Jena, Löbstedter Str. 51. Krapp, Jena

Die Musikfrage

Die Erfurter Konferenz hat gezeigt, daß ein spezifisch musikalisches Interesse in der proletarischen Organisation wach ist, die um geistige Erneuerung der totalen Lebensäußerung der proletarischen Menschen kämpft. Wir wollen uns nicht groß darüber streiten, ob Mandoline oder Geige, das ist eine Frage, die, wenn wir der Kunst „Musik“ ernsthaft zu Leibe rücken, sich selbst erledigt. Wichtig ist, daß überhaupt praktisch musiziert wird. Wichtig ist deshalb auch, daß die musizierenden Gruppen oder einzelne Genossen sich über das Was und Wie austauschen. Diese Führung soll hier durch unsere Zeitung ermittelt werden. Die erfahrenen Mandolinemusiker bringen hier ihre Literatur, sowie Besprechungen verschiedener Art, die sie angehen, zur Kenntnis. Desgleichen die Sänger und Streicher. So kann jeder die Verhältnisse der verschiedenen Gruppen kennen lernen und einen Ueberblick über die Literatur und die geistige Einstellung beim Musizieren bekommen. Auf diese Art kann sich eine praktische Diskussion im

„Blatt“ entwickeln und es werden sich die, die einer Auffassung und eines Glaubens sind, zu positiver Arbeit zusammenfinden. So kann das Musikleben frei wachsen, und es wird, wenn wirklich bei uns die Voraussetzungen gegeben sind, was die Aussprache beweisen wird, ein „höheres Niveau“ erreicht werden!

Musikalische Arbeiten der Volkshochschule Jena

Herausgegeben von Rudolf Schäfer.

Für Gruppen, die in Streich- und Hornmusik arbeiten, sind diese kleinen Hefte (à Stk. 36 Pfg., von 5 Stk. an 25 Pfg.) sehr gut, weil sie eine Entwicklungslinie zeigen vom sehr einfachen dreistimmigen Volkslied bis zum schweren, aber sehr herrlichen Madrigal (Heft 10). Die Sammlung umfaßt bis jetzt 10 Hefte, von denen ich Heft 1, 2, 4, 5, 8, 9 und 10 empfehle. Heft 1 bringt leichte dreistimmige Chöre, 2 und 9 Marschweisen und Volkstänze für Klampfe, 3 Geigen, Flöte, Heft 4, 5, 8 ein- bis vierstimmige Chöre zum Teil mit Instrumentalbegleitung und Instrumentalvorspielen. Ueber einzelne dieser kleinen Werke wird in den nächsten Gaudblättern noch Näheres gesagt werden. Zielinsky.

Heimat?

Ewiggraue Mietkasernen
bilden dunkle, enge Straßen.
Grad' im Winkel des modernen
Kulturaufstieges — — — alles Phrasen.

Hundert Proletarier leben
in den dunklen, dumpfen Gassen.
Hundert Proletarier streben
dieses Elend zu verlassen.

Hundert Proletarier haben
hart gekämpft. Um den Gewinn
hundert Proletarier gaben
ihres Lebens Herzblut hin.
Masse Proletarier fluchen
ewiggrauen Mietkasernen.
Masse Proletarier suchen
Heimat — — — unter Freiheitssternen.

K. Richter, Erfurt

Für unsere Ferienheime

Wenn eine Idee in ihrer Kraft es so weit brachte, Menschen um sich zu scharen, und wenn sich diese Idee öffentlich erkenntlich zu einem Programm formuliert, reißt sie in gesunder Entwicklung wohl auch zur Bewegung heran. Zu einer Bewegung, deren Befolge praktische, greifbare Gestalt gewinnen. Mit einer gewissen Genugtuung werden die Pioniere dieser Bewegung der Erfolge sich freuen und für diese auch weiterhin Sicherungen treffen, um im erprobten Prinzip weiter schaffen zu können. So entstand durch die Latkraft einiger Mitglieder in der Orts-

gruppe Jena unseres L.-B. Naturfreunde am 4. September 1913 die Schuhhütten- und Ferienheim-Genossenschaft Naturfreunde (F.-Gen.). Langwierige und emsige Hingabe erforderte die Erreichung der Ziele. Es würde im Rahmen dieser Ausführungen zuviel Raum beanspruchen, die bisherige Entwicklung der F.-Gen. bis heute darzustellen; auf eine ausführliche Bearbeitung der F.-Gen.-Frage sei in einer folgenden Nummer dieses Blattes verwiesen. Heute zählt die F.-Gen. zehn Heime zu ihrer Verwaltung und die Mitgliedschaft dürfte dieses Jahr noch 5000 über-

schreiten. Wieviel Erholung und Freude unsere Heime als Aufenthalt den einkehrenden Genossinnen und Genossen schon gegeben haben, kann gar nicht beschrieben werden. Davon geben die Hüttenbücher berechtes Zeugnis in „Poesie und Prosa“ und manche erinnerungschöne Dankbezeugung bewahren unsere Heimverwalter in Akten und Andenken. — So leicht es von weitem nun auch scheinen mag, die Aufrechterhaltung der Heime reibungslos durchzusetzen, so ergeben sich bei dem mannigfachen Verkehr und bei der Kunst, es jedem recht zu tun, doch auch verständliche Hemmungen. Im laufenden Jahre können wir berichten von vielen Gästen, die unsere Heime besuchten und die zufrieden waren mit den Unterküften. Jeder Einkehrende dürfte es als besonders angenehme Empfindung erlebt haben, wenn ihm zu dem Wiedersehen mit alten Bekannten auf den Heimen ein neuer Freundeskreis geöffnet war, aus dem sich herzliche Beziehungen weiter ergaben. Denn unsere Heime sind wirklich die alljährlichen Treffpunkte der Naturfreunde, man kann bald sagen, aus allen deutschen Gauen geworden. Jeder Genosse und jede Genossin dürfte mit der Erwartung unsere Heime aufsuchen, hier eine wahrhafte Erholungsstätte zu finden. Endlich hat es die Arbeiterklasse zu verwirklichen verstanden, aus eigener Kraft für die wirkliche Ausnutzung der erkämpften Ferien würdige Unterkunfts Häuser zu besitzen. Wie verschiedenartig wiederum sich das Zusammenleben der aus allen Gauen hier einkehrenden Gäste gestaltet, ist begreiflich. Täglich wechseln dieselben. Manche sind nur für einen oder wenige Tage da, andere vielleicht sogar auf zwei Wochen. Aus einzelnen oder ganzen Familien finden sich die großen Hausgenossenschaften zusammen, es ist keine kleine Anspannung, als Heimverwalter oder Heimmutter dieser Buntheit gegenüber eine gewisse Stetigkeit zu bewahren. Am meisten Mühe dürfte es dem „Hausvater“ bereiten, seine Gästeschar in schöner Harmonie zu erhalten, so bunt zusammengewürfelt sie auch sei. Dazu kommt, daß die großen Heime ihrer Eigenart nach, laut der Pachtverträge, jeweils eine ganz besondere Berücksichtigung verlangen. Wer einmal das sonderliche Verhältnis unsererseits zum fogen. Hauptpächter auf dem „Stutenhause“ gewahr wurde, weiß sofort die Grenzen unseres Aufenthaltes einzuhalten. Genau betrachtet ergibt sich, daß tatsächlich jedes Heimleben der verschiedenen Häuser ein eigenes Gepräge hat. Und diese Besonderheit erhält ihr Siegel gleich von Anfang

der Uebernahme an. Am „Siebshaus“ kann sich ein ungestörtes lebhaftes und lautes Treiben beliebigen Spielraum lassen in seiner abseits liegenden Waldabgeschiedenheit. Etwas verhaltener ist die Art des Verkehrs auf dem „Stutenhaus“; nicht allein, weil dies durch den längeren Ferienaufenthalt bedingt ist, sondern auch als gewisse Rücksichtnahme auf die unmittelbare Lage an der verkehrreichen Straße. „Schloß Reinhardebrunn“ steht uns als Ferien- und Unterkunftsheim nur unter ganz besonderen Bedingungen zur Verfügung. Pfleglichste Wartung der Räume und Gegenstände, und schonungsvollstes Benehmen in den Parkanlagen sind z. B. einige der Voraussetzungen für die Hergabe als F.-H. gewesen. Unbedachtsamkeiten, wie sie durch Beschwerdebüchlein über Reinhardebrunn und Pirschhaus seitens der Landesverwaltung Gotha der F.-Gen. als verantwortlich für deren Gäste bereits zur Last gelegt werden, entziehen der F.-Gen. das Vertrauen und führen zu den unbequemlichsten Folgen. Treten zu derartigen Erschwerungen noch Vorkommnisse innerhalb des Heims, wie es eine Schilderung des Gen. F. A. im Heft 9 d. Bl. andeutet, so dürfte die Verwaltung der F.-Gen. im Interesse des Heims und der Gäste etwas ordnend eingreifen müssen. Neben etlichen Uebertreibungen, die der betr. Artikel zu enthalten scheint, dürften Unmut und Beschwerde des betr. Genossen „allen Hader nicht aus der Welt schaffen“, wenn die Hausordnung umsonst aushängt. Gesang und Musik werden immer zu den gepflegtesten Unterhaltungen auf unseren Heimen gehören. Ein Streit könnte nur über das Wie und Wo aufkommen. Tatsächlich ist auch in vielen Naturfreundehäusern das Betreten mit Zweckenshufen zur Schonung des Hauses untersagt. Bisher ist es jedoch in den Thüringer Heimen ohne so scharfe Durchführung solcher Hausordnungen gelungen, gegenseitig auszukommen, zumal wir wissen, daß wir ein genossenschaftliches Eigentum zu bewahren haben. So viel Verschiedenartigkeit sich auch in unseren Heimen zusammensindet, hier gilt es eben die Probe aufs Exempel zu machen, ob von uns die Großhaus-Gemeinschaft wirklich gelebt werden kann! Ohne den gelinden Selbstzwang, den man Rücksicht nennt, dürfte es kaum möglich sein. Im großen und ganzen hat sich die werbende Kraft selbst in erfreulicher Weise gezeigt, so wollen also auch wir gegenseitig beitragen helfen, unsere schönen Heime jedes in seiner beliebt gewordenen Eigenartigkeit zu erhalten.



Wanderung durch das Wiehengebirge

(Fortsetzung)

3. Von der Holzhauser Schlucht bis Lübbecke.

Jenseits der Aue steigt das Gebirge wieder mächtig empor. Zunächst sind es der Nösinghäuser Berg und das „Alte Verbrenn“, die der Kammweg berührt, um dann in die Lübbecker Berge, die einen Glanzpunkt des Gebirges bilden, zu führen. Bald tauchte zur Linken ein ziemlich isoliert stehender und nach unserer Seite zu steil abfallender Bergkegel, die Babilonie, auf. Hinauf! Durch ein Gewir von Unterholz und Fichtenbestand ging es hinab. Einen Wildbach galt es zu überspringen, dann noch einige Minuten steil hinauf und ihr Gipfel war erreicht!

Ansehnliche Reste eines uralten Ringwalls umgeben denselben. Wiederholte Ausgrabungen haben hier stattgefunden. Durch sie wurden ein Spizen- und ein Sohlengraben, ferner Wohngruben, Pfostenlöcher und Mauerwerk und vor allem auch der alte Toreingang zum Kernwerk aufgedeckt. Nach der ganzen Art der Anlage handelt es sich hier um eine alt-sächsische Burg.

Ein Sagenkranz umhüllt diese Stätte. Vor Zeiten soll sich hier eine weiträumige Burg mit unterirdischen Gelassen befunden haben, in die sich Wittelkind nach der Schlacht auf dem Witzfelde zurückgezogen haben soll. Und wenn er mit lautem Getöse und Waffenlärm auf weißem Rosse mit seinem Gefolge aus dem Berge hervorbricht, so bedeutet dies den Anwohnern Krieg. In den unterirdischen Gelassen soll sich außer einem großen Schatz auch die silberne Wiege Wittelkinds befinden, während er bekanntlich in goldenen Sarge unter den Sloopsteinen bei Wersen ruhen soll. Von Zeit zu Zeit läßt sich eine weißgekleidete Jungfrau sehen, welche die

Auserwählten, oder solche, die sie durch ihre Kunst dazu zwingen, zu den in der Tiefe verborgenen Schätzen führt und ihnen davon mitteilt.

Man sieht aus diesem Abriß des Sagenschleiers, welche Bedeutung das Volk den auf hohem Berge erhaltenen Resten einer grauen Vergangenheit beimißt. Es scheint hier aber wieder mal eine Verwechslung der alten Göttergestalten, insbesondere Wodan mit Wittelkind, vorzuliegen, die der dichtenden Phantasie des Volkes unterlaufen ist.

In nördlicher Richtung stiegen wir nun zu dem am Fuße des Berges liegenden Dörfchen Obermehren hinunter. Bei einem freundlichen Bauern labten wir uns mit frischer Milch. Dann schlugen wir einen Weg am Gebirgshang entlang ein. Droben am Gebirgskamm dunkelte es bereits und der schlanke Aussichtsturm auf dem Wurzelbrink (320 Meter) verlor sich in der Dämmerung. Hier und da ließ noch ein Vogel seine Stimme ertönen. Eilig sprangen Frösche einem nahen Lümpel zu, um sich vor unseren nahenden Schritten zu retten. Bald blitzen einige Lichter auf und etwas später zogen wir in das Städtchen Lübbecke (4000 Einwohner) ein. Da es für uns zu spät geworden war, um die Wanderhütte auf dem Heidbrink südlich der Stadt noch zu erreichen, so zogen wir es vor, im Orte zu übernachten.

Lübbecke ist ein alter Ort. Schon in den Annalen des Einhard wird es im Jahre 775 als Litbecki erwähnt, bei welchem eine fränkische Heeresabteilung von den Sachsen vernichtet wurde. 1279 bekam er Stadtrechte durch die Mindener Bischöfe, denen die südlich der Stadt auf dem Meineberge gelegene Burg gehörte. Die

Burgmänner, denen die Verteidigung des Reineberges oblag, siedelten sich unterhalb des Berges in den sogenannten „Burgmannshöfen“ an, welche noch heute in ihrer alten Bauart, von Efeu umrankt, eine Sehenswürdigkeit ebenso wie die alte Kirche des kleinen Städtchens bilden.

4. Der Porta Westfalica entgegen!

Am anderen Morgen verließen wir das freundliche Städtchen und stiegen zum Reineberge hinauf. Bald war sein Gipfel, auf dem sich die Burgwiese dehnt, erklimmen. Ein prachtvoller Ausblick lohnte reichlich die Mühe des Aufstiegs. In der Ferne grüßen die Haldecker und Dammer Berge herüber. Vor uns ausgebreitet die weite Ebene, durchzogen von grünen Saatkeldern, schwarzen Torfmooren und braunen Heideflächen, dazwischen grüßt noch manches Dörflein herauf: ein farbenfrohes Bild, das man nicht missen möchte.

Von der alten Burg, die 1723 niedergedrückt wurde, ist nur noch der Burggraben zu erkennen. Und noch einige Zeugen sind am Leben geblieben: die prachtvollen Burglöcher. Sie halten dem Zahn der Zeit tapfer stand. Besonders eine, die sogenannte Wittekindsrinne ist es, die durch ihren eigenartigen Wuchs auffällt. Die ehemalige Burg, ursprünglicher Besitz der Tecklenburger Grafen (1259 zuerst erwähnt), ging im 14. Jahrhundert an das Bistum Minden und mit diesem im 17. Jahrhundert an den Großen Kurfürsten über (1648). Doch hatte sie durch die Plünderungen und Verwüstungen des 30-jährigen Krieges längst ihre Bedeutung verloren.

In einer Schnelle ging es nun hinauf zum Kammweg, der uns über den Gehlenbecker und Nettelstedter Berg zur Pflanzstraße Schnathorst-Nettelstedt führte. Von dem hier ziemlich schmalen Kamm hatten wir öfters schöne Ausblicke: nach Norden auf die dem Gebirge vorgelagerten Landschaften, nach Süden in das wohlhabende Ravensberger Land. Im Verlaufe zweier weiterer Stunden stiegen wir über Eickhorster und Lübbecker Berg sowie den Elster Kopf zu dem tiefen Gebirgseinschnitt der Wallücke hinab, Endpunkt der Wallückebahn, die von Kirchlengern und Löhne heraufkommt. Wie der Name schon sagt, befindet sich hier im Gebirgswall eine Lücke.

Der Volkssage nach soll durch sie einst die Weser nach Norden geflossen sein. Um sich die Bewohner des Wesertals untertan zu machen, habe einst der Teufel die Wallücke zugestopft, so daß der Strom immer mehr anschwellte und

fast den Gebirgskamm erreichte. Doch in der größten Not sei Rettung gekommen. Der Blitzstrahl eines Gewitters habe das Gebirge in der Nähe von Minden gespaltet. Durch das so entstandene Loch, die jetzige Porta, seien die aufgestauten Wasser wieder abgelaufen und das Tal sei so wieder frei geworden.

Abermals gilt es einen Berg zu übersteigen und dann baut sich vor uns in einer Senke das romantisch gelegene Dorf Bergkirchen mit einer alten Kirche auf, in deren Nähe die Wittekindsrinne entspringt. Auch hier wieder eine Erinnerung an den alten Sachsenheros! Als Wittekind einst von seiner Burg auf der Babilonie über die Berge ritt, wurde er so von Durst geplagt, daß er von dem Christengott ein Zeichen seiner Macht verlangt habe. Da wäre unter den scharrenden Hufen seines Rosses ein Wasser hervorgesprudelt. Wittekind habe seinen Durst gelöscht und gelobt, ein Christ zu werden.

Jenseits Bergkirchen läuft der Kammweg weiter über Haddenhauser Berg, Lutternsche Egge, Uphäuser-, Düher- und Häverstedter Berg, bis er auf dem Wittekindsberge (282 Meter), dem linken Torpfeiler der Porta, endigt.

Vor uns tauchte schon wiederholt die Porta Westfalica auf. Im Norden zieht zur Seite des Gebirges das endlos scheinende Hiller- und Hartumer Moor dahin. Weiterhin grüßten die Türme der alten Bischofsstadt Minden. Im Süden bligte die Weser und ihr Nebenfluß Werra auf, die in geschlängeltem Laufe die schöne Lallandschaft durchfließen. Hatten wir bisher meistens Niederwald zu durchqueren, so nahm uns jetzt der Hochwald auf. Wir wanderten im Gebiete des Mons Wedegonis (Wittekindsberg).

Er ist der Mittelpunkt der Sagen, die sich um die Gestalt jenes Volksführers weben, der für seine Götter, für seine Ueberzeugung kämpfte und Karl dem „Großen“ so hartnäckigen Widerstand leistete. Aber vergebens! Mit Blut und Schwert wurde ihm ein anderer Glaube, der sich „Christentum“ nannte, eingepflanzt!

Auch hier befindet sich noch der Wall einer altfriesischen Volksburg, der sich an die Klippen des südlichen Steilabfalls anschließt. Später wurde dann hier (993) vom Bischof Milo von Minden ein Nonnenkloster gegründet. Als ein Ueberrest dieses mag wohl die Margarethenkapelle, eine kleine, einschiffige Kapelle mit 1,5 Meter starken Mauern, anzusehen sein. In der Nähe befindet sich wiederum eine Wittekindsrinne, die dieselben Ansprüche an Wittekind bezüglich seiner Laufe stellt, wie die Kirche zu Bism, die Drei-

faltigkeitsquelle im Nettetale und die Bergkirchener Quelle. Man sieht also, die unablässig schaffende Volksfrage ist nicht mit der Tatsache seiner Laufe zufrieden, sondern führt als Ort der Handlung verschiedene Stätten im Gebirge auf. Noch einige Minuten Wanderung und wir waren an der Porta angelangt. Steil fällt hier der Berg zur Weser ab, gekrönt mit einem kostspieligen Denkmal (Höhe 88 Meter) Wilhelms I. Man macht sich seine eigenen Gedanken beim Anblicke desselben. Hätte man nicht das Geld, welches dieser Koloss gekostet haben mag, zu anderen sozialen Zwecken verwenden können? Jedenfalls hätte man sich so ein besseres Denkmal im Herzen des Volkes setzen können! Was aber einigermaßen mit dem geschehenen Fehler auszuföhnen vermag, das ist der Auslug, den man von der Denkmalterrasse hat. Gegenüber ragt die steile Wand des Jakobsberges (238 m), so den rechten Torpfeiler der Porta Westfalica bildend. Schon in alter Zeit zogen hier Germanen und Römer durch die enge Pforte. Dann gaben sich die Scharen der Völkerwanderung ein Stellschein. Ihnen folgten die Sachsen und Franken. Daß es dabei nicht immer friedlich abging, sondern auch in hartem Kampfe die Kräfte gemessen wurden, läßt sich wohl leicht denken. So soll auch hier die sagenhafte Schlacht auf dem Campus Idisiavivus 16 n. Chr. stattgefunden haben, in deren Verlauf Arminius von dem römischen Feldherren Germanicus geschlagen wurde.

Heute führt ein lebhafter Verkehr durch das enge Tor. Unaufhörlich brausen Züge hindurch. Bündel von Straßen ziehen sich von Nord und Süd heran und drängen sich durch die Enge. Zu unsern Füßen fließt die blühende Weser, durch eine Hängebrücke überbrückt.

Und meerwärts durch ihr Felsentor,
Durch immer wechselnde Gefilde
Strömt sie die Wellen leicht hervor
Wie dichterische Traumgebilde;
In ihren Tiefen klar und rein
Hörst du es seltsam weh'n und rauschen
Und kannst bei stillem Abendschein
Der Nixe Wanderlied belauschen.

An ihrem Ufer dehnt sich der kleine Ort Porta, dessen Bewohner in den Sandsteinbrüchen des Jakobsberges sowie in einer hier befindlichen Glashütte und Zementfabrik Beschäftigung finden.

Etwas weiter liegt Minden, eine der ältesten Städte Norddeutschlands, von Karl dem Großen gegründet, der hier um 800 ein Bistum errichtete. Viel hatte die Stadt im Laufe der Zeiten durch Kriegsdrangsale zu leiden. Die Reformation, der 30jährige Krieg, der 7jährige Krieg — in welchem am 1. August 1759 der Herzog von Braunschweig die Franzosen unter Contades auf den Feldern nördlich der Stadt schlug —, die Jahre 1807—13, sie alle bilden traurige Kapitel in der Geschichte der Stadt. Wer jetzt durch Minden wandert, wird an all das nicht mehr erinnert. Neue Stadtteile sind um die Altstadt mit ihren Gäßchen und Winkeln entstanden und geben mit ihren breiten Straßen und stattlichen Bauten der Stadt ein gefälliges Aussehen. Hinter der Stadt wird der Mittelkanal in einer kolossalen Brücke über die Weser geführt. Ein Stichkanal führt von ihm aus in die Weser.

Weiter rechts grüßt Stadthagen. Dann zeigen sich die Bückeberge und der mit dem Idaturm gekrönte Harel. An seinem Fuße liegt die kleine verfloßene Residenz Bückeburg. Weiter steigt die vielgeschwungene Weserkette auf, ihr Abschluß nach hier bildet der mit einem Aussichtsturm bestandene Jakobsberg. Das Wesertal mit seinen farbenfrohen Aeckern, Wiesen und Dörfern winkt herauf. Im Süden schließen der Buhn und die Lippischen Berge das Bild ab.

(Fortsetzung folgt)

Willy Ulrich, Mannheim

Aus: Rabindranath Tagores „Persönlichkeit“

Die Menschen haben die Widersinnigkeit der heutigen Kultur gesehen, die auf Nationalismus gegründet ist, d. h. auf Volkswirtschaft und Politik und dem daraus folgenden Militarismus. Sie haben gesehen, daß sie ihre Freiheit und Menschenliebe aufgeben mußten, um sich den ungeheuren mechanischen Organisationen anzupassen. So können wir hoffen, daß sie ihre kommende Kultur nicht nur auf wirtschaftlichen und politischen Wettbewerb und Ausbeutung gründen werden, sondern auf soziales Zusammenwirken aller Völker, auf die geistigen Ideale der Nächstenliebe und gegenseitigen Hilfe und nicht auf die wirtschaftlichen Ideale des größtmöglichen Nutzungswertes und der mechanischen Flüchtigkeit. Und dann werden die Frauen an ihrem wahren Platz sein.

Aus dem Kapitel „Die Frau“

Tut Eure Pflicht bei der Reichstagswahl!



Reichskonferenz der deutschen Gauleiter

Am 18. und 19. Oktober trafen die deutschen Gauleiter zu ersten Beratungen in Frankfurt a. M. zusammen. Die Fülle der Arbeit erzwang aufs neue die Notwendigkeit dieser Austauschmöglichkeit und betonte den Weg zu deren jährlicher Wiederkehr. Zur Konferenz waren anwesend: Gen. Volkert vom Z.-A., die gesamte Reichsleitung und über 50 Vertreter der Gaue. Im Rahmen der Tagesordnung:

1. Tätigkeitsbericht der Reichsleitung;
2. Parteipolitische Strömungen innerhalb unseres Vereins;
3. Beitrag für 1925;
4. Naturfreundehäuser und Besitzrecht;
5. Olympiade 1925 in Frankfurt a. M.;
6. Verschiedenes,

wurde eine Arbeit erledigt, die hier nur in den Hauptpunkten skizziert werden soll.

Schon der Tätigkeitsbericht Steinbergers gab den Impuls unserer Bewegung in organisatorischen Möglichkeiten zu erkennen. Die Verlagsabteilung überstand die Krisen der Inflation. Ihre Förderung müssen sich die Gaue durch rege Abnahme der gebotenen Artikel angelegen sein lassen. Wie es überhaupt notwendig ist, in agitatorischen und Ausbauangelegenheiten die Gauleitungen, ja, die Mitgliedschaften heranzuziehen. Mit Statistik und angeforderten, notwendigem Material wurde der Geschäftsstelle bescheiden gedient. Bis auf wenige Anstände wurde der Arbeit der M.E. Anerkennung gezollt.

Punkt 2 leitete Gen. Schreck durch ein feines, instruktives Referat ein. (Siehe DWSZ. Nr. 11.) Gen. Schreck verstand es, klar und markant unsern Weg, unsere Aufgaben insonderheit, aber auch die Gefahren für unsere Arbeit durch ein Abirren vom Aufgabekreise, zu zeichnen. An Hand eines reichen Materials begründete er die Umstände, die den Z.-A. und B.-A. zu der in Wien (B.-A.-Sitzung) gefaßten Entschließung brachten. Steinberger und Burger, Nürnberg, gaben eine Darstellung des Briefwechsels mit Gau Brandenburg und der Gründe dazu. (Ein Schreiben benutzte bekanntlich der NWB. als Flugblatt, um im trüben zu fischen.) Referat und Darlegungen zeitigten eine äußerst rege Diskussion. Vertreter wohl aller Gaue sprachen zu den Dingen in oft feinen, verinnerlichten Gedanken. Auch Gen. Volkert nahm in seinen Ausführungen Stellung und zeigte in hohem Gedankenschwunge unsere Wegrichtung. Gegen wenige Stimmen stellte sich die Konferenz auf den Boden der B.-A.-Entschließung:

Im Hinblick auf mancherlei Vorgänge stellt der Z.-A. gemeinsam mit dem B.-A. fest, daß alle Organe

des Vereins die Arbeit auf die sachungsgemäßen Aufgaben und Ziele einzustellen haben. Von dieser Arbeit darf nicht abgewichen werden, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, von unserer segensreichen Tätigkeit abzukommen. Die Aufgabe unseres Vereins kann und darf nur darin bestehen, die arbeitenden Menschen mit dem kulturellen Wert des Wanderns und mit den Vorgängen in der Natur vertraut zu machen. Diese Arbeiten bilden jenen Teil, der uns als Naturfreunde auf dem Gebiete sozialistischer Kulturarbeit zukommt. Jedes Abweichen hiervon bedeutet eine Schädigung unserer Bewegung und damit eine schwere Gefahr für das schaffende Volk.

Der Z.-A. und B.-A. bringen übereinstimmend zum Ausdruck, daß nach Geist und Form unseres Vereins „Die Naturfreunde“ es nicht gestattet ist, in ihm aus politischen bzw. parteipolitischen oder sonstigen Gründen Fraktionen oder Sonderzusammenkünfte zu bilden bzw. solche zu pflegen. Jeder, der solche Sondereinrichtungen gründet, fördert oder ihr angehört, erschüttert damit unsere wertvolle Arbeit und die Einheit des Vereins auf das schlimmste.

Der Z.-A. wird daher beauftragt, alle solche Schädlinge — Einzelne, Ortsgruppen, Gaue — aus dem Verein dann auszuschließen, wenn eine Verwarnung ohne Erfolg geblieben ist.

Die in Frankfurt gesprochenen Worte werten wir als Mahnung, wieder in altgewohnter proletarischer Gemeinschaft in der Arbeit für Alle zu stehen. Dies ohne Ansehen und Kritik des Parteiglaubens des „anderen Genossen“, sofern dieser dem Aufstiege des Proletariats dient. Unsere Arbeit auf dem Gebiete sozialistischen Kulturauftieges ist so reich, daß wir vollauf Erfüllung im Werk finden, wenn wir alles anspannen, „unseren Aufgaben“ Aufgaben im Bereiche unserer Kräfte gerecht zu werden.

Punkt 3 fand seine Erledigung, daß als Beitrag 1925 für Z.-A., B.-A. und Reichsleitung der Betrag von 1.05 Mark anerkannt wurde. Dieser Beitrag ist für Volk und jugendliche Mitglieder gleich. Den Ausgleichen für einen niederen Gesamtbeitrag für Jugendliche sollen die Ortsgruppen bei Festsetzung ihrer Beiträge geben. Zu diesem Beitrag kommt noch der Gaubeitrag und ein Gaubausfondszuschlag. Der Beitrag ist Jahresbeitrag. Die Vierteljahrsmarken kommen in Wegfall.

Dem Punkt 4 diente Gen. Koblenz, Karlsruhe, als Berichterstatter. Sein Referat, wie auch die nachfolgende Diskussion zeigten manches Anregende, Gute, aber auch manches, dem zu widerstreiten war. Auch

hier stellt sich die Konferenz mit großer Mehrheit auf den Boden der bekannten B.-A.-Entscheidung:

Das Eigentumsrecht an den Gebäuden, Einrichtung usw. der einzelnen Ortsgruppen bzw. Gaue. Die Naturfreunde steht den Reichsleitungen zu, die alles zu treuen Händen der Zentrale in Wien verwalten. Genossenschaften zu diesem Zweck werden nicht anerkannt. Naturfreundehäuser usw. dürfen nur nach erfolgter Zustimmung durch die Gauleitung unter Berücksichtigung der Wandergebiete errichtet werden. Besonderen Gruppen im Verein ist es nicht gestattet, Schulhäuser usw. zu errichten, weil dadurch nur die soziale Einheit gestört werden wird.

Wir Vertreter Thüringens hatten auch hier manches zu sagen und vertreten und begründeten unseren genossenschaftlichen Standpunkt neben den Genossen aus Rheinland und Nordmark. Die Genossenschaft wird den § 58 der Satzungen zur vollen Sicherheit für den Reichsverband ausbauen. Man war sich einig, einen Faktor wie die Thüringer Genossenschaft nicht einfach beiseite zu schieben, viel uns aber, die breitere Basis der Genossenschaft nach und nach wieder zur reinen Naturfreundeanglegenheit zu entwickeln. Neue Genossenschaften werden nicht gebildet. Die Gaue sollen Bauungspläne bearbeiten und der Reichsleitung einsenden. Ortsgruppen ist es nicht gestattet, ohne Genehmigung der Gauleitung, Hütten zu errichten. An der Olympiade 1925

in Frankfurt a. M. beteiligt sich unsere Bewegung durch eine großzügige Ausstellung und im Rahmen einer Feierstunde.

Eine Reihe kleinerer Wünsche und Beschlüsse wurde noch erledigt. Wir nennen: Der korporative Beitritt von Ortsgruppen zu folgenden Verbänden ist nicht gestattet: Internat, Arbeiterhilfe, Rote Hilfe, Roter Frontkämpferbund, Arbeiterwohlfahrt und Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Verurteilung über Zugehörigkeit zu einer dieser Organisationen darf nicht stattfinden.

Die Hauptversammlung findet im August 1925 in Wien statt und soll aus Anlaß des 30-jährigen Bestehens der Bewegung zur internationalen Kundgebung werden.

Auch das Wanderbetteln wurde wieder erwähnt und häßlichste Fälle als Tatsachenmaterial vorgetragen. Nach Erledigung einer Fülle von Anfragen wurde die Konferenz nach einer Tagungszeit von über 12 Stunden geschlossen.

Ihre Beschlüsse und Wünsche aber sollen Geltung erhalten und fruchtbar sich auswirken zum Wohle der Gesamtbewegung, die nur unerschütterlich ihren Aufgaben im Dienste des Gesamtproletariats gerecht werden kann. In dieser unserer Arbeit aber wollen wir in heiliger Verbundenheit edler proletarischer Gemeinschaft stehen. Berg frei!

G a u n a c h r i c h t e n

Gauebmann: Paul Hürzer, Jena, Löttergraben 14 / Kassierer: Alfred Forbrig, Jena, Schützenstr. 73

Gauserlag: P. Oering, Jena, Lutherstraße 27 / Ferienheim-Genossenschaft: Jena, Lößstedter Straße 51

Mit dieser Nummer der Nachrichten schließen wir wieder ein Arbeitsjahr ab. Ein Jahr, von dem man nicht weiß, ob man Erfolg oder Stillstand buchen soll. Viele unserer Ortsgruppen standen in feiner, fruchtbarer Arbeit. Andere aber, es sind ebenfalls viele, verplemperten sich und kostbare Zeit, und wir nosieren für jene ein Minus. Oft mußte es nicht so sein und Gleichgültigkeit teilte sich mit den Zeitmühen in den Schulbühnen. Soll es so bleiben? Nein! Unser Streben ist aufwärts, Lichtwärts. Aufsteigend muß auch eine Jahresarbeit bedeuten haben und nun sollt ihr das Resultat sichten und ohne Nachsicht prüfen, ob alles gut war oder ob zu feilen ist. Schont Euch nicht in der Selbstkritik und seid besser unzufrieden. Seht immer in den Besten eure Beispiele und strebt denen nach. Eines ist wertvoll und muß Tatsache werden:

Das nächste Jahr soll kein, es muß besser werden. Dies gilt für alle: Mitglieder, Funktionäre, Bezirke, Gehilfen und natürlich auch für die Gauleitung. Die Mitarbeit am Blatte wurde sehr reger. Wir konnten mandamental 10 Seiten füllen und würden den Ausbau nach oben begrüßen, wenn wir nicht während die schwerfälligen Zahlen empfanden und daraus schlossen, daß für viele ein Fünfer eine Belastung ist. Allen Mitarbeitern sei Dank und der Wunsch: Treue und Fleiß mit ins neue Arbeitsjahr zu nehmen. Alle sollen am Blatte mitarbeiten. Oft ist es so wertvoll, was uns der eine oder andere, wenn auch schlicht und ungefeilt, zu sagen hat. Den Beirathern sei Dank und Aufforderung zu reger Weiterarbeit. Hier sollen noch mehr Besser werden.

Nun soll es im kommenden Jahr besser werden! Macht deshalb mit allen Vorkommnissen reinen Tisch. Laßt alles, was zu erledigen ist, im alten Jahre aufgearbeitet sein und geht unbehängt, ohne Ballast ins neue. Dies gilt für alle Kassenangelegenheiten, für die statistischen und organisatorischen Notwendigkeiten usw. Laßt die Gaunachrichten der letzten Monate aufmerksam durch und fragt Euch, ob etwas vergessen wurde. Denkt an Fragebogen und Adressen! Und dann, Funktionäre, die Ihr in ein Amt geht: Es gilt ernst zu arbeiten und für ein volles Jahr seine Pflicht zu tun. Wir wollen nicht mehr den öfteren Adressenwechsel, der uns und vor allem Euch hemmt. Seht Euch nach ersten, zuverlässigen Genossen für alle Funktionen um! Beitrag für 1925: Et. Beschluß des Z.-A. und B.-A. wie auch der Konferenz in Frankfurt a. M. beträgt der Jahresbeitrag für 1925 für Z.-A., S.-A. und Reichsleitung: 1.05 Mark. (Wohnmitglieder und Jugendliche gleich, Nebenmitglieder die Hälfte.) Der Gaubeitrag wird noch mitgeteilt. Dieser Beitrag muß für alle im Januar vorhandenen Mitglieder bis spätestens Mitte Februar an die Gauleitung verrechnet sein.

Einbanddecken für Jahrgang 1924 der Gaunachrichten „Am Wege“ sind bei uns (Verlag), oder bei der Buchhandlung Erich Morgner, Halle, Triftstr. 20, zu bestellen. Der Preis dürfte 40—50 Pf. betragen.

Wir gehen mit großen Wünschen und Hoffnungen ins neue Jahr und bitten alle, die es ernst mit unserer herrlichen Bewegung meinen, um regste, treueste Hilfe. Berg frei! Die Gauleitung: P. Oering